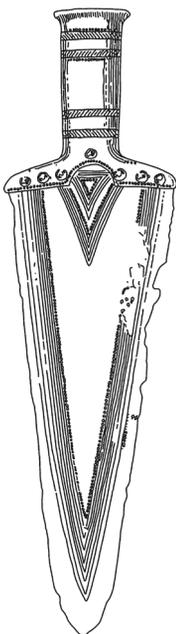


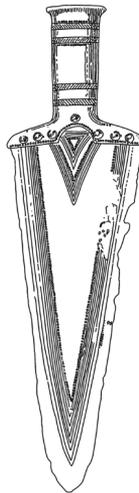
Berichte zur Archäologie in Rhein Hessen und Umgebung

Jahrg. 4
2011



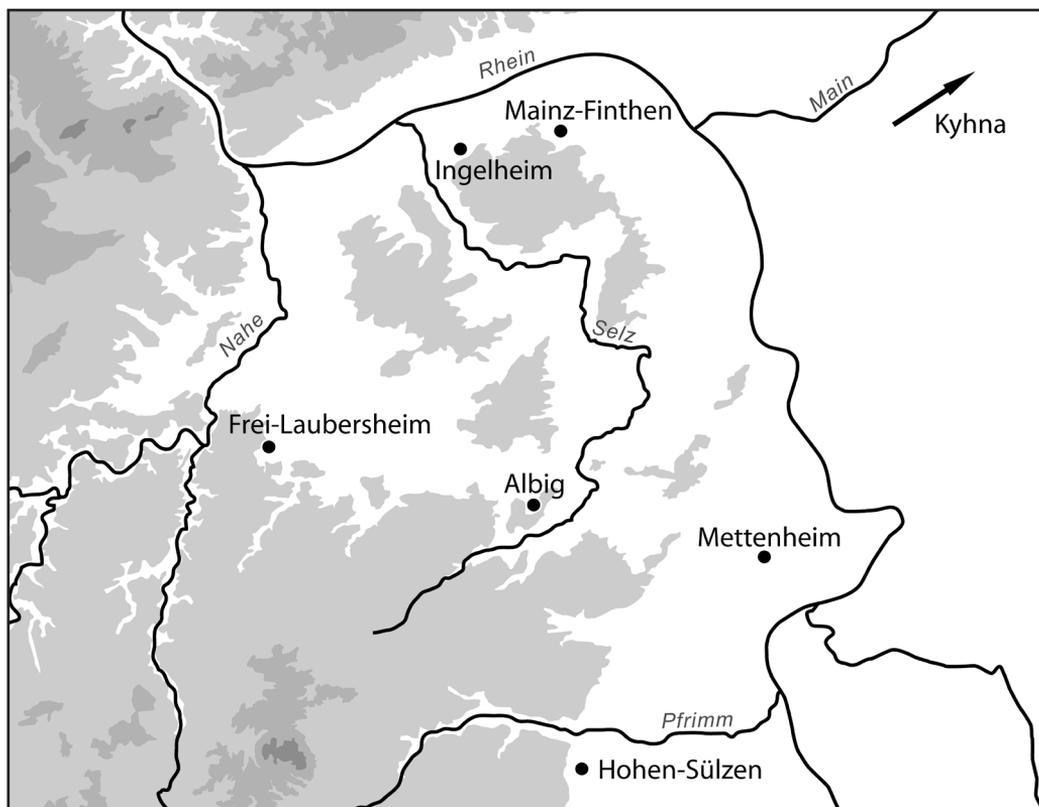
Berichte zur Archäologie in Rhein Hessen und Umgebung

Jahrgang 4
2011



Herausgeber
Archäologie in Rhein Hessen und Umgebung e.V.
Postfach 1130, 55001 Mainz

vorstand@archaeologie-rhein Hessen.de



Karte der Städte und Gemeinden, aus denen in diesem Band berichtet wird.

© 2011 Archäologie in Rheinhessen und Umgebung e.V. Mainz

Alle Rechte vorbehalten

Druck: Druckerei des AStA der Universität Mainz

Umschlaggestaltung: Timo Lang, Jan M. Richter

Layout und Bildbearbeitung: Ayla Jung, Timo Lang, Finn Schreiber

Redaktion: Ayla Jung, Patrick Jung, Timo Lang, Florian Miketta, Finn Schreiber

ISSN: 1867-8351

Umschlag: Bronzezeitlicher Dolch aus Gau-Bickelheim, Kr. Alzey-Worms, Umzeichnung: Patrick Jung.
Umschlag Innenseite: Institut für Vor- und Frühgeschichte Mainz.

Inhaltsverzeichnis

- Vorwort
- 7 *Günter Brücken*
„Einige verdächtige Erhöhungen ...“
Eine rheinhessische Grabhügel-Statistik
- 13 *Constanze Berbüsse*
Die Erforschung des römischen Heiligtums in Mainz-Finthen
Pfarrer und Lehrer auf den Spuren der Römer
- 19 *Robert Knechtel*
Straßen – Wasserleitungen – öffentliche Bauten
Die Infrastruktur römischer *vici* in Rheinhessen und Umgebung
- 35 *Simon Sulk*
Leben an der Grenze – Zum Forschungsstand der Kastellvici am
Obergermanisch-Raetischen Limes
- 45 *Inge Domes, Gabriele Mendelsohn und Cornelia Riedel*
Vom Fund bis zur Vermittlung. Eine römische Merkurstatuette aus
dem Museum bei der Kaiserpfalz Ingelheim
- 51 *Mathias Faul*
Den Römern auf der Spur – Luftbildbefunde zur Albiger *villa rustica*
„Auf der Eis(s), Lkr. Alzey-Worms
- 57 *Margarethe König*
Zentren landwirtschaftlicher Produktion in römischer Zeit
Die *villae rusticae*
- 65 *Franz Stephan Pelgen*
Römische Münzfunde des 18. Jahrhunderts aus Frei-Laubersheim
und Mettenheim
- 75 *Miriam Surek*
Das Netzdiatret von Hohen-Sülzen. Überlegungen zu seiner
Relevanz in den Fragen nach Herstellung und Funktion von
Diatretgläsern

- 85 Fenster Europa:
Florian Miketta
Der Hortfund von Khyna und frühbronzezeitliche
Kulturkontakte
- 97 *Steffen Seitz*
Prospektion in der Archäologie – Methoden und Möglichkeiten
- 103 *Patrick Jung*
Einstieg in eine neue Welt? Archäologische Einrichtungen in
Rhein Hessen und das Web 2.0 im Jahr 2011
- 111 Chronik des Vereins von Januar bis Dezember 2011
- 113 Autorenverzeichnis

Vorwort

Liebe Leserinnen und Leser!

Wir freuen uns, Ihnen mit dieser Ausgabe den mittlerweile vierten Band unserer Zeitschrift „Berichte zur Archäologie in Rheinhessen und Umgebung“ vorstellen zu können. Der neue Jahrgang präsentiert sich Ihnen in einem neuen Format sowie einem leicht überarbeitenden Schriftbild. Beide Änderungen resultieren aus einer erfreulich positiven Entwicklung der Zeitschrift. Vor allem die wachsende Autorenschaft und die damit einhergehende Vielfalt der Artikel brachte das alte Din A5-Format an die Grenzen der Gestaltungsmöglichkeiten. Mit größeren Abbildungen und einem lockeren Schriftbild möchten wir die Zeitschrift für die breite Leserschaft weiterhin attraktiv halten. Aus diesen Überlegungen heraus entstand ebenfalls die neue Rubrik „Fenster Europa“, in der wir zukünftig Forschungsthemen außerhalb Rheinhessens und Deutschlands vorstellen.

Leider lassen sich solche Änderungen nicht ohne finanzielle Mehrkosten umsetzen, so dass wir uns nach vier Jahren für eine leichte Preiserhöhung entscheiden mussten.

Die Autorenschaft setzt sich abermals aus jungen Nachwuchswissenschaftlern sowie bereits etablierten Kollegen aus der Fachwelt zusammen. So behandeln die Artikel von C. Berbüsse, R. Knechtel, S. Sulk, M. Surek und F. Miketta Themen ihrer jeweiligen Abschlussarbeiten. Die Förderung von jungen Wissenschaftlern ist eines der Hauptanliegen des Vereins „Archäologie in Rheinhessen und Umgebung e.V.“. Mit der Zeitschrift möchten wir ihnen die Möglichkeit bieten, sich sowohl der interessierten Öffentlichkeit als auch der Forschungswelt zu präsentieren.

Veränderungen erfuhr nicht nur die Zeitschrift. Auch der Verein blickt auf ein ereignisreiches Jahr zurück. So ergaben sich personelle Änderungen im Vorstand und in der Redaktion, für deren problemlosen Wechsel und der bisherigen investierten und vor allem ehrenamtlichen Arbeit allen Beteiligten an dieser Stelle gedankt sei. Neben den bewährten Veranstaltungen konnte das Vereinsprogramm erweitert werden. Ausführliches hierzu finden Sie in der Chronik am Ende des Heftes.

Der Vorstand des ARU e.V.

Mainz, im Dezember 2011

„Einige verdächtige Erhöhungen ...“ Eine rheinhessische Grabhügel-Statistik

Günter Brücken

Im Folgenden soll der zunächst einfach erscheinenden Frage: „Wie viele Grabhügel gibt es eigentlich in Rheinessen?“ nachgegangen werden. Vorab müssen einige Definitionen geklärt werden. Als Untersuchungsgebiet liegt das Arbeitsgebiet der Mainzer Landesarchäologie zugrunde, welches sich aus den rheinhessischen Kreisen Alzey-Worms und Mainz-Bingen und den kreisfreien Städten Mainz und Worms zusammensetzt. Hinzu kommt noch der rheinländische Kreis Bad Kreuznach. Er stellt kontrastierend einen guten Vergleich zum eigentlichen rheinhessischen Gebiet dar.

Die Statistik beruht auf der Datensammlung der Landesarchäologie, in welcher sich zahlreiche Einträge sehr unterschiedlicher Art finden. Aufgrund fehlender Grabungsnotwendigkeit gibt es kaum detaillierte Ausgrabungsberichte; zumeist bilden Begehungsberichte mit Kartierungen, Literatureinträgen, Fotos und sonstigen Hinweisen die Quellengrundlage. D. Zylmann stellte in den 1990er Jahren erstmals den Denkmälerbestand aller obertägig erhaltenen Grabhügel für das Mainzer Arbeitsgebiet zusammen. Hieraus entstanden in den meisten Fällen Grabungsschutzgebiete.

Die obertägig erhaltenen Grabhügel, in der Regel in Waldgebieten gelegen, bilden aufgrund ihrer guten Erhaltung zumeist den wertvollsten Quellenbestand. Bekanntermaßen ist Wald im stark landwirtschaftlich geprägten Rheinessen allerdings die Ausnahme. Die sehr zahlreichen, im Laufe der Jahrhunderte durch den Pflug eingeebneten Gräberfelder, heute also gänzlich ohne Hügel, stellen den Regelfall dar. Leider ist bei diesen Bodendenkmälern aufgrund ihres meist sehr geringen Kenntnisstandes und oft nur sehr vagen Angaben eine Unterschutzstellung selten möglich, obwohl sie häufig stärker gefährdet sind als die obertägig erhaltenen.

Hier aber zunächst einige statistische Eckdaten (Stand 2009):

Aus dem Mainzer Amtsgebiet sind **112 Grabhügelfelder** bekannt, die heute zumindest noch in Teilen obertägige Erhaltung aufweisen.

Weitere **148 ehemalige Grabhügelfelder ohne obertägige Erhaltung** sind bekannt, bei denen der Erhaltungsgrad sehr unterschiedlich und sehr unsicher ist.

Aus diesen Gräberfeldern wurden **1268 Hügel** katalogmäßig erfasst; von ihnen sind heute noch **1024 Hügel obertägig** erhalten.

Weiterhin sind **33 separat liegende Hügel** obertägig erhalten.

Eine statistische Auswertung ist aus mehreren Gründen nicht ganz unproblematisch. Aus zahlreichen Gräberfeldern liegen weiterhin nur ungenaue Daten der Hügelanzahl und -beschaffenheit vor. Der großflächige Einsatz moderner archäometrischer Verfahren, wie etwa Geomagnetik oder Lidar-Scanning, steht erst an seinem Anfang. Zudem variiert der Forschungsstand von Region zu Region. Um hier überhaupt einen „Zwi-

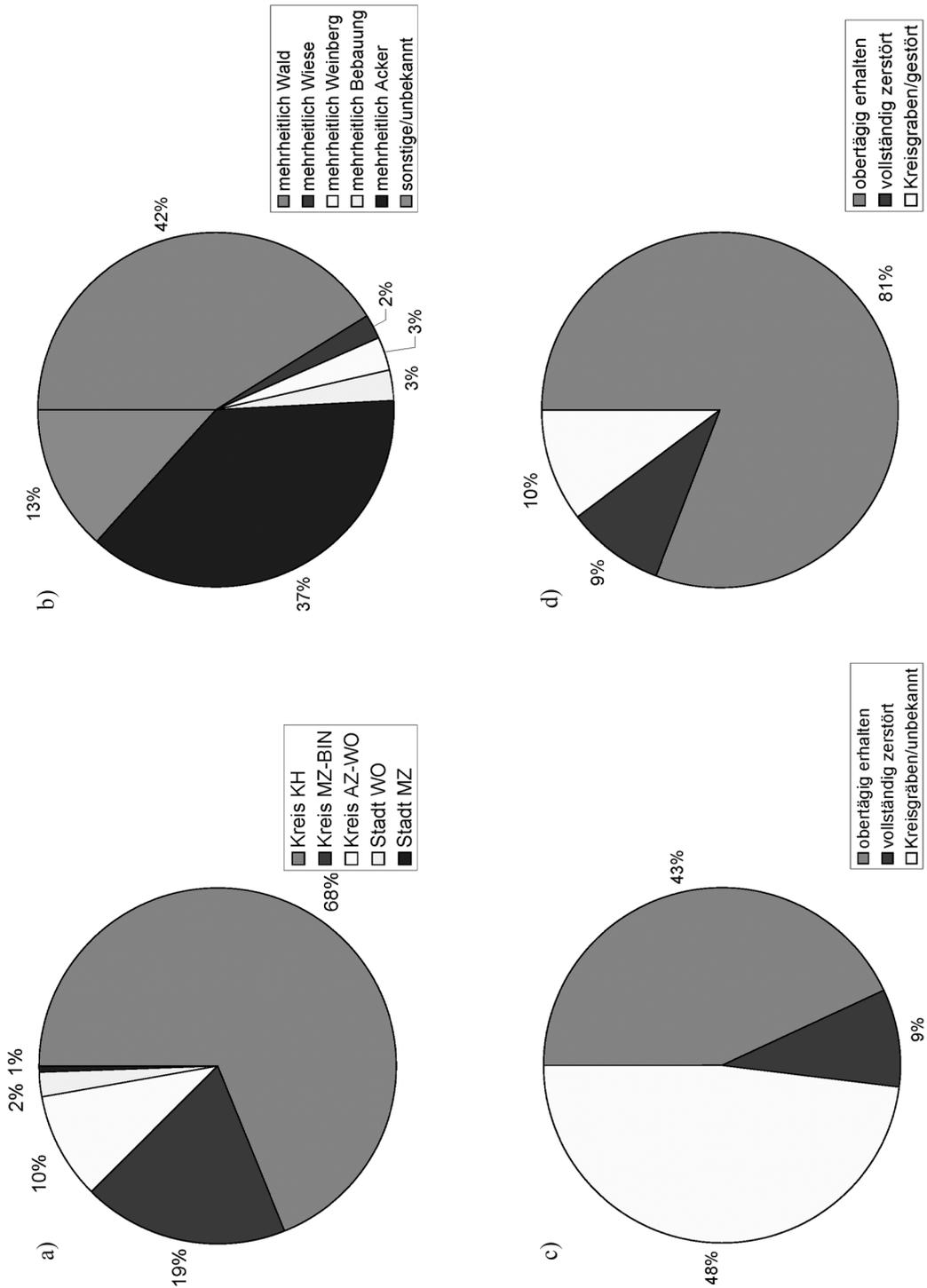


Abb. 1. a) Kreiszugehörigkeit der bekannten Grabhügel. b) Heutige Flächennutzung der Gräberfelder. c) Erhaltung der bekannten Gräberfelder. d) Erhaltung der bekannten Grabhügel.

schenstand“ wiedergeben zu können, sind häufig begründete Schätzungen unumgänglich. Gleichsetzungen für alte Beschreibungen, etwa für das Wort „mehrere“ mit etwa drei Hügeln, „zahlreiche“ mit etwa zehn Hügeln, eine „unbekannte Anzahl“ mit etwa vier Hügeln, sind unvermeidbar; derart erhöht sich der Bestand auf insgesamt etwa 1600 (1606) beschriebene Hügel. Für Abschätzungen der ursprünglich einmal vorhandenen Anzahl erscheinen allerdings Hochrechnungen der Grabhügelanzahl in geschlossenen Waldflächen wesentlich sinnvoller.

In die Zahlen sind die Ergebnisse mehrerer aktueller Ausgrabungen (z. B. jüngst ein hallstattzeitlicher Hügel im Ober-Olmer Wald, zahlreiche neue Befunde im bekannten Worms-Herrnsheimer Gräberfeld, Kreisgräben in Gau-Odernheim etc.) noch nicht eingeflossen.

Sinnvollerweise müsste eine Statistik zumindest nach grober Zeitstellung, etwa in Bronze-, Eisenzeit und römische Zeit, aufgeschlüsselt werden. Ohne Grabung gilt die Zeitstellung der Primärbestattungen jedoch grundsätzlich als unbekannt. Es ist methodisch riskant, in der Statistik bereits nach Größe, Lage oder einigen Oberflächenfunden vermutete Datierungen vorzunehmen. Natürlich wurde dies in der Forschungsgeschichte ständig getan: ganze Grabhügelfelder gelten so aufgrund eines angegrabenen Hügel oder der Nähe zu bekannten Gräberfeldern als hallstattzeitlich, aufgrund ihrer räumlichen Nähe zu Villenanlagen als römisch oder aufgrund stattlicher Größe als bronzezeitlich. Dieser zahlreichen Unsicherheiten sollte man sich immer bewusst sein.

Die Statistik der „Grabhügelfelder“ enthält auch nicht obertägig erhaltene Befunde, die eindeutig auf ein ursprünglich vorhandenes Grabhügelfeld hinweisen (z. B. Kreisgräben aus Luftbildern, Altfunde von hallstattzeitlichen Körperbestattungen etc.). Vereinzelt liegende Kreisgräben, Einzelgräber etc. laufen unter „Separathügel“. Viele (wenn nicht die meisten) der 115 separat aufgefundenen, nicht obertägigen Befunde (z. B. einzelne Kreisgräben), gehören allerdings wahrscheinlich zu unbekanntem Gräberfeldern.

Von den insgesamt katalogisierten 1268 Grabhügeln im Amtsgebiet haben sich 1024 obertägig erhalten. Davon liegen allein im stark bewaldeten Kreis Bad Kreuznach 837 Hügel (= 82%), in ganz Rheinhessen also nur 187. Zerstört sind 115 der katalogisierten Hügel. Als Kreisgräben bekannt sind 129 Bodendenkmäler, gewiss nur ein geringer Bruchteil des noch vorhandenen Bestandes. Das positiv erscheinende Bild von 1024 obertägig erhaltenen Grabhügeln relativiert sich, wenn man konstatiert, dass davon mindestens 376 (=37%) stark gestört oder getrichtert sind, wobei dies etwa den Kenntnisstand der Jahrtausendwende darstellt.

Die häufigste Hügelanzahl pro Gräberfeld liegt entweder bei ein oder zwei Hügeln oder zwischen fünf und 20 Hügeln; größere Grabhügelgruppen sind in Rheinhessen selten. So wurden bislang nur acht Nekropolen mit über dreißig Hügeln beobachtet. Aber auch über die Zuteilung von Grabhügeln zu Gruppen lässt sich des Öfteren streiten; bei Grabungen und eingehenden Geländeaufnahmen entsteht oft ein völlig anderes Bild.

Glücklicherweise stehen die allermeisten der relativ wenigen obertägig erhaltenen Grabhügel Rheinhessens unter Grabungsschutz. Bei den Separathügeln ist die Situation ähnlich. Bedrohlich bleibt die Situation der nicht obertägig erhaltenen Denkmäler, wie gerade wieder eine aktuelle Ausgrabung in Worms-Herrnsheim zeigt. Hier fanden sich neben anderen Befunden auch bislang unbekannte frühlatènezeitliche Kreisgräben (lei-

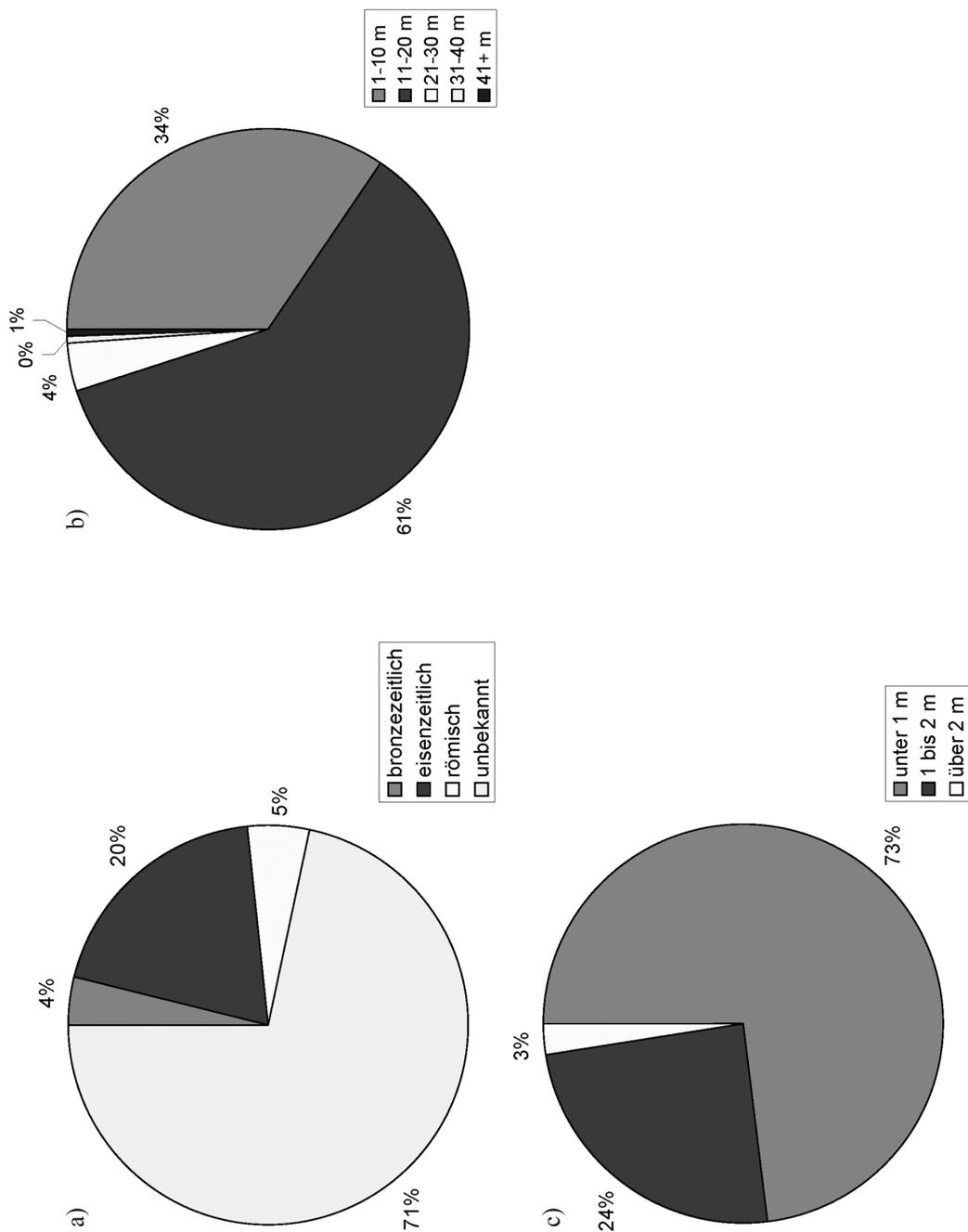


Abb. 2. a) Datierung der Gräberfelder. b) Durchmesser der Grabhügel (meist heutiger, obertägiger Zustand). c) Erhaltene Höhen der Grabhügel.

der nahezu alle antik beraubt), die im Gegensatz zu unmittelbar benachbarten Befunden auf keinem der zahlreich vorhandenen Luftbildern erkennbar gewesen waren. Rheinhessen, das Land der 1000 Hügel, trug in der Vorgeschichte sicher auch sehr zahlreiche Grabhügel. Im Zeitlauf der Geschichte wurden fast alle eingeebnet. Heute suchen z. B. Windkraftanlagenbetreiber allerorten gerade die unzugänglichen Waldgebiete, von denen immer geglaubt wurde, dass wenigstens hier die Bodendenkmäler sicher seien. Weitere, insbesondere zerstörungsfreie Erforschungen dieser Bodendenkmäler sind nötig, da erneut akute Gefahren für die letzten sichtbaren Zeugen der beeindruckenden vorgeschichtlichen Bestattungskultur bestehen.

Literatur

- DEHN, W., Kreuznach. Kat. West- u. Süddt. Altertumsslg. 7, Teil 1–2 (Berlin 1941).
ZYLMAHN, D., Archäologische Erfassung von Grabhügeln im Landkreis Mainz-Bingen. Vermessungsordnung u. Raumordnung 56, 1994, 260–268.
ZYLMAHN, D., Die frühen Kelten in Worms-Herrnsheim. Ausstellungskatalog (Mainz 2006).

Abbildungen

Abb. 1 und 2. G. Brücken, GDKE Rheinland-Pfalz, Landesarchäologie Mainz.

Die Erforschung des römischen Heiligtums in Mainz-Finthen Pfarrer und Lehrer auf den Spuren der Römer

Constanze Berbüsse

Im Jahr 1844 stießen Arbeiter im Steinbruch des Finther Bürgers Joseph Jost auf römisches Fundmaterial, das, wie sich später herausstellen sollte, zu einem römischen Tempel gehörte.

Verschiedenen Angaben zufolge lag der Fundort an einem kurz vor Finthen gelegenen Rondell¹. Dieses ist in der sog. Rappard-Karte von 1817 eingezeichnet (Abb. 1). In derselben Karte findet sich westlich des Rundplatzes auch ein stilisierter Steinbruch. Die Lage des Heiligtums kann demzufolge zwischen den heutigen Achsen Kurmainzstraße (L419), Katzenberg und Mittelweg angenommen werden. Daraus ergibt sich, dass der Bau in römischer Zeit verkehrstechnisch günstig an einer wichtigen Fernstraße lag, die von Mainz Richtung Bingen führte und als Vorläuferin der heutigen L419 gilt. Darüber



Abb. 1. Ausschnitt Topographische Karte der Umgegend von Mainz, erstellt von E. Rappard (1817).

hinaus war das Heiligtum offenbar auf einem Bergrücken errichtet worden und daher schon von weitem sichtbar.

Durch die anhaltenden Steinbrucharbeiten wurde der Fundort vollständig zerstört. Heute ist die Anhöhe, auf der das Heiligtum einst stand, abgetragen und größtenteils mit Wohnhäusern bebaut.

Quellen über die Aufdeckung der Funde sind nur spärlich vorhanden. Ein Bericht liegt von Karl Klein vor, der 1848 in der *Zeitschrift des Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer* knapp Auskunft über die Finther Entdeckungen gibt. Seine Informationen erhielt er vom Finther Pfarrer Autsch, der während der Grabungen anwesend war. Die Originalaufzeichnungen des Pfarrers sind im Finther Pfarrbuch festgehalten und im Pfarrarchiv der Pfarrei St. Martin einsehbar. Die Aufzeichnungen ergänzend, wurde durch den Finther Lehrer Erler ein Plan der Befunde erstellt und dem Mainzer Altertumsverein vermacht. Unglücklicherweise ist die Zeichnung heute verschollen². Darüber hinaus existiert eine kurze Beschreibung der Fundstelle durch den Zeitzeugen Heinrich Malten. Als letzter wichtiger Beitrag zum Finther Heiligtum sei der 1908 veröffentlichte Artikel von Karl Schumacher genannt, in dem auch kurz auf den damals noch existenten Plan Lehrer Erlers eingegangen wird.

Wie bei der Aufdeckung genau vorgegangen wurde und wer an der Aktion beteiligt war, ist in den vorhandenen Berichten nicht festgehalten. Am plausibelsten erscheint mir folgendes Szenario: Der Eigentümer des Steinbruchs wurde durch seine Steinbrecher auf erste Entdeckungen hingewiesen und setzte die ortsansässigen Gelehrten Pfarrer Autsch und Lehrer Erler in Kenntnis. Beide beobachteten in der Folge zeitweise die andauernden Steinbrucharbeiten und brachten zutage kommende Funde in Sicherheit. Von einer systematischen Ausgrabung des Areals, das geht nun auch aus den Berichten eindeutig hervor, war zu keinem Zeitpunkt die Rede. Vielmehr wurden die Steinbrucharbeiten, die von Westen nach Osten vorstatten gingen, ohne Unterbrechung fortgesetzt³. Hier wurden also primär Steine gebrochen – die Bergung und Dokumentation der aufgefundenen Mauern und Fundamente hatte keine Priorität.

Nach Pfarrer Autschs Aufzeichnungen war der erste Befund, der von den Steinbrechern gemacht wurde, ein als Brunnen titulierter Schacht. Dieser sei durch das Gestein geschlagen gewesen und von den Arbeitern schließlich vollständig zerhauen worden. In der Folge musste der Schacht zugeschüttet werden, da das Wasser zu stark angestiegen sei⁴.

Anschließend seien in geringer Entfernung zum Schacht die Fundamente eines mutmaßlichen Gebäudes aufgedeckt und später komplett herausgebrochen worden⁵. Zum Verlauf der Mauern bzw. zu einem möglichen Grundriss gibt es ohne Lehrer Erlers Plan keinerlei Anhaltspunkte.

Etwa 150 m von den Fundamenten entfernt habe man daraufhin eine Grube entdeckt, welche oberhalb trichterförmig angelegt gewesen sei und ab einer gewissen Tiefe einen schachtähnlichen Verlauf genommen habe. Zum stratigraphischen Aufbau der Grube bemerkt Pfarrer Autsch, dass die oberste Schicht aus mit Steinen vermengter Erde und bemalten Wandfragmenten bestanden habe. Etwa 5 m tiefer seien dann zahlreiche Altäre und Steindenkmäler entdeckt worden, die sorgfältig über- und nebeneinander abgelegt worden waren. Hierzwischen fanden sich außerdem geschmolzene Blei- und Eisen-

stückchen. Die unterste Schicht der Grube habe sich schließlich aus einer Ascheschicht zusammengesetzt, die mit Knochen und Zähnen von Schweinen, Hühnerknochen sowie einem Menschenschädel vermischt gewesen war⁶. Ob dieser Befund, wie Karl Klein behauptet, eine Abfallgrube für die Überreste des Opfers war⁷ oder ursprünglich doch als eigentlicher Opferschacht genutzt wurde⁸, bleibt ungeklärt.

Der zweifelsohne eindrucksvollste Fund des Finther Tempels wurde nach Angaben des Pfarrers in einem zweiten Schacht, zusammen mit zwei bronzenen Heroldstäben sowie einem Bronzeflügel, gemacht. Es handelt sich um den Bronzekopf einer jungen Frau, der einst Teil einer Statue war (Abb. 2)⁹. Aufgrund der großen Ähnlichkeit der Dargestellten zum Abbild der keltischen Göttin Rosmertha auf der Mainzer Jupitersäule deutet Karl Schumacher sie als ebendiese. Der Kopf wird von ihm in die 1. Hälfte des 2. Jhs. n. Chr. datiert¹⁰.

Welcher Gottheit war der Tempel nun geweiht? Alle Funde sprechen dafür, dass im Finther Heiligtum der römische Merkur verehrt wurde. Gefunden wurden seine Attribute, der Heroldstab und Teile seines geflügelten Helmes sowie ein Abbild seiner einheimischen Begleiterin Rosmertha. Über die Inschriften der sechs komplett und fünf fragmentarisch erhaltenen Altäre¹¹, die ausnahmslos Merkur als Empfänger nennen, ist der Bau endgültig identifiziert. Als Beispiel sei an dieser Stelle die Inschrift des Lucius Senilius Decmanus genannt (Abb. 3)¹²:

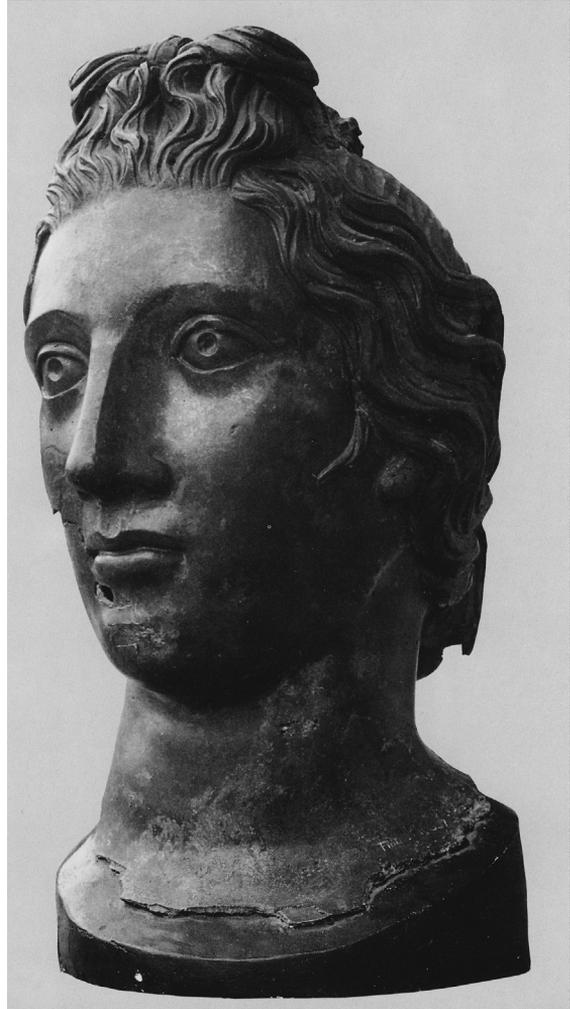


Abb. 2. Bronzekopf einer Göttin. Landesmuseum Mainz, Inv.-Nr. R631.

IN H(ONORVM) D(OMVS) D(IVINAE). DEO MERCVRIO L(VCIVS)
 SENILIVS DECMANVS, Q(VAESTOR), C(VRATOR) C(IVIVM)
 R(OMANORVM) M(OGONTIACI), NEG(OTIATOR) MOG(ONTIACENSIS)
 C(IVIS) T(AVNENSIS) V(OTVM) S(OLVIT) L(IBENS) L(AETVS) M(ERITO)
 SATVRNIO ET GALLO CO(N)S(VLIBVS)

Zu Ehren des göttlichen Kaiserhauses. Dem Gott Merkur hat Lucius Senilius Decmanus, Steuereinnehmer und Vorsteher der römischen Bürger von Mainz, Mainzer Kaufmann und Bürger der Civitas Taunensis, sein Gelübde gern und freudig nach Gebühr eingelöst, als Saturnius und Gallus Konsuln waren.

Über die Angabe der Konsuln Titus Aturius Saturnius und Gaius Annius Trebonius Gallus lässt sich die Stiftung des Weihsteins in das Jahr 198 n. Chr. datieren. Auch die Setzung der übrigen Altäre ist für das 2. bzw. 3. Jh. n. Chr. belegt. Für das Heiligtum ergibt sich daraus eine Laufzeit vom Ende des 1. Jhs./Anfang des 2. Jhs. n. Chr. bis zur Mitte des 3. Jhs. n. Chr.¹³.

Über den Verbleib der Funde wissen wir relativ genau Bescheid. Die Funde wurden zunächst im Haus des neuen Eigentümers, Baron von Eck, gesammelt und anschließend untereinander aufgeteilt. Der Altertumsverein Mainz konnte bald darauf den Bronzekopf, die Heroldstäbe wie auch den bronzenen Flügel erwerben. Darüber hinaus erhielt der Verein von Pfarrer Autsch und Baron von Eck mehrere Weihesteine als Geschenk¹⁴. Die Sammlung des Altertumsvereins ging schließlich in die des heutigen Landesmuseums Mainz über.

Ohne Zweifel erscheint die Durchführung und Dokumentation der Aufdeckung des Finther Heiligtums nach heutiger Sicht unzureichend. Dennoch soll an dieser Stelle das engagierte Handeln der beiden Finther Gelehrten hervorgehoben werden, ohne welches wir noch weniger oder sogar nichts von der Existenz des Finther Tempels wüssten. In einer Notsituation für die Archäologie sprangen die beiden Laien spontan ein, um möglichst viele Funde vor den voranschreitenden Steinbrucharbeiten zu retten.

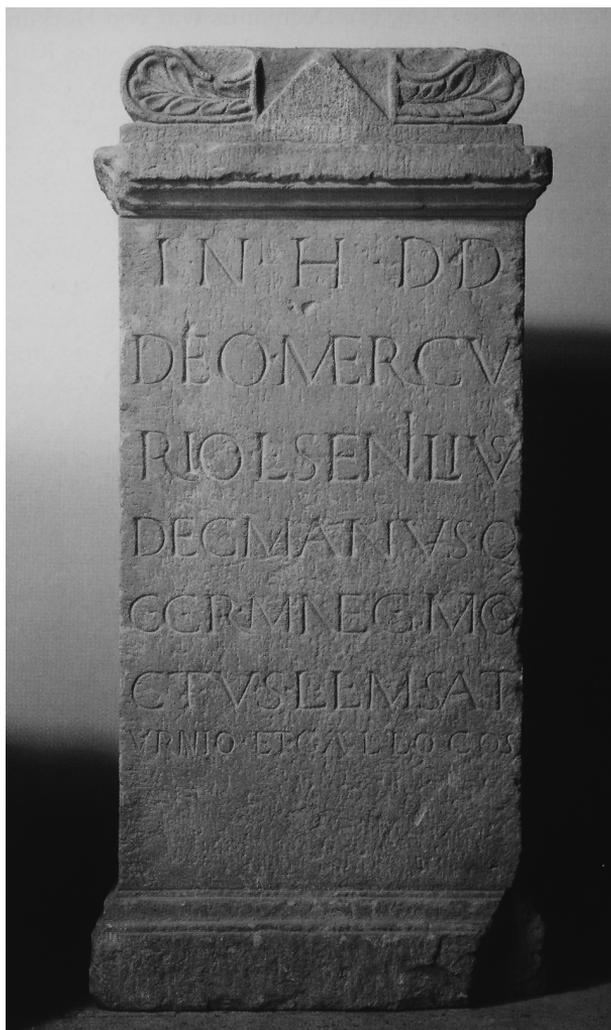


Abb. 3. Weihealtar des Lucius Senilius Decmanus. Landesmuseum Mainz, Inv.-Nr. S570.

In einer Zeit ohne Denkmalschutzgesetze und einer sich noch am Anfang ihrer Entwicklung befindenden Denkmalpflege war dem Großteil der Mainzer Bevölkerung der Wert der so zahlreich vorhandenen Denkmäler nicht bewusst. Römische Ruinen wurden als Steinbrüche genutzt, störendes römisches Gemäuer von Bauern aus den Äckern gebrochen und vielfach wurden Denkmäler an andere Städte verkauft oder verschenkt. Erst mit der Gründung des städtischen Museums 1803 sowie des Mainzer Altertumsvereins 1844 änderte sich schrittweise grundlegend die Einstellung zu den Altertümern. Dennoch sollte es noch bis ins das frühe 20. Jh. dauern, bis der Staat seiner Verantwortung für den Schutz und Erhalt unwiederbringlicher Kulturgüter nachkam. Ein erstes ausführliches Denkmalschutzgesetz trat im Großherzogtum Hessen-Darmstadt, zu dem Mainz zu dieser Zeit angehörte, 1902 in Kraft¹⁵. Zuvor war es an einzelnen Bürgern und Vereinigungen, die frühesten Geschichtszeugnisse aus dem Mainzer Boden um der Forschung willen zu sammeln und zu erhalten.

Anmerkungen

¹ Pfarrbuch, Eintrag Pfarrer Autsch; MALTEN 1845, 181; SCHUMACHER 1911, 338.

² Nach Angaben des Stadtarchivs Mainz ist das Archiv des Altertumsvereins und somit auch höchstwahrscheinlich Lehrer Erlers Plan im Zweiten Weltkrieg einem Brand zum Opfer gefallen.

³ KLEIN 1848, 360.

⁴ Pfarrbuch, Eintrag Pfarrer Autsch; KLEIN 1848, 359–360.

⁵ KLEIN 1848, 361.

⁶ KLEIN 1848, 360–361.

⁷ KLEIN 1848, 361.

⁸ KNÖCHLEIN 2006, 26.

⁹ KLEIN 1848, 360–361.

¹⁰ SCHUMACHER 1911, 338–340.

¹¹ CIL XIII 7213–7223.

¹² CIL XIII 7213.

¹³ KLEIN 1846, 211–215.

¹⁴ KLEIN 1848, 359–361.

¹⁵ MARTIN/KRAUTZBERGER 2006, 17.

Literatur

KLEIN, K., Römische Inschriften, welche in und bei Mainz aufgefunden wurden. Zeitschr. Verein Erforsch. Rhein. Gesch. u. Alterthümer Mainz 1, H. 2, 1845–1851 (1846) 199–222.

KLEIN, K., Römische Inschriften, welche in und bei Mainz aufgefunden wurden. Zeitschr. Verein Erforsch. rheinischen Gesch. u. Alterthümer Mainz 1, H. 3, 1845–1851 (1848) 345–362.

KNÖCHLEIN, R., Finthen-*Fontanetum. Die archäologischen Quellen. Arch. Ortsbetrachtungen 8 (Mainz 2006).

- H. MALTEN, Bibliothek der neuesten Weltkunde. Geschichtliche Übersicht der denkwürdigsten Erscheinungen bei alten Völkern der Erde, ihrem literarischen, politischen und sittlichen Leben (Frankfurt/Mainz 1845).
- MARTIN, D. J./KRAUTZBERGER, M. (Hrsg.), Handbuch Denkmalschutz und Denkmalpflege (München 2006).
- SCHUMACHER, K., Bronzekopf eines Kultbildes der Rosmerta-Maia aus einem Tempel bei Finthen. AuhV (Mainz 1911) 338–341.

Abbildungsnachweis

- Abb. 1. Archiv des Geschichtsvereins Finthen.
- Abb. 2. Mittelrheinisches Landesmuseum Mainz (Hrsg.), Führer durch das Mittelrheinisches Landesmuseum Mainz (Mainz 1980) 43.
- Abb. 3. SELZER, W., Römische Steindenkmäler. Mainz in römischer Zeit. Katalog zur Sammlung in der Steinhalle (Mainz 1988) Nr. 171.

Straßen – Wasserleitungen – öffentliche Bauten Die Infrastruktur römischer *vici* in Rheinessen und Umgebung¹

Robert Knechtel

Das Bild der *vici* in den Nordwestprovinzen des Römischen Reiches ist bekanntermaßen von Handwerkern, Handelstätigkeiten und Gastwirtschaften geprägt gewesen². Nur in geringem Maße betrieben die *vicani*, die Vicusbewohner, Landwirtschaft, meist lediglich in Form von Gartenfeldbau. Zudem wurden in diesen Ansiedlungen Märkte abgehalten, auf denen die Landwirte der umliegenden *villae rusticae* ihre Ernte und die Vicusbewohner ihre Waren und handwerklichen Produkte anboten. Diese gewerblich geprägte Ausrichtung der *vici* war in erheblichem Maße von einer entwickelten Infrastruktur abhängig, die für sämtliche Produktions- und Interaktionsprozesse in einer Gesellschaft die

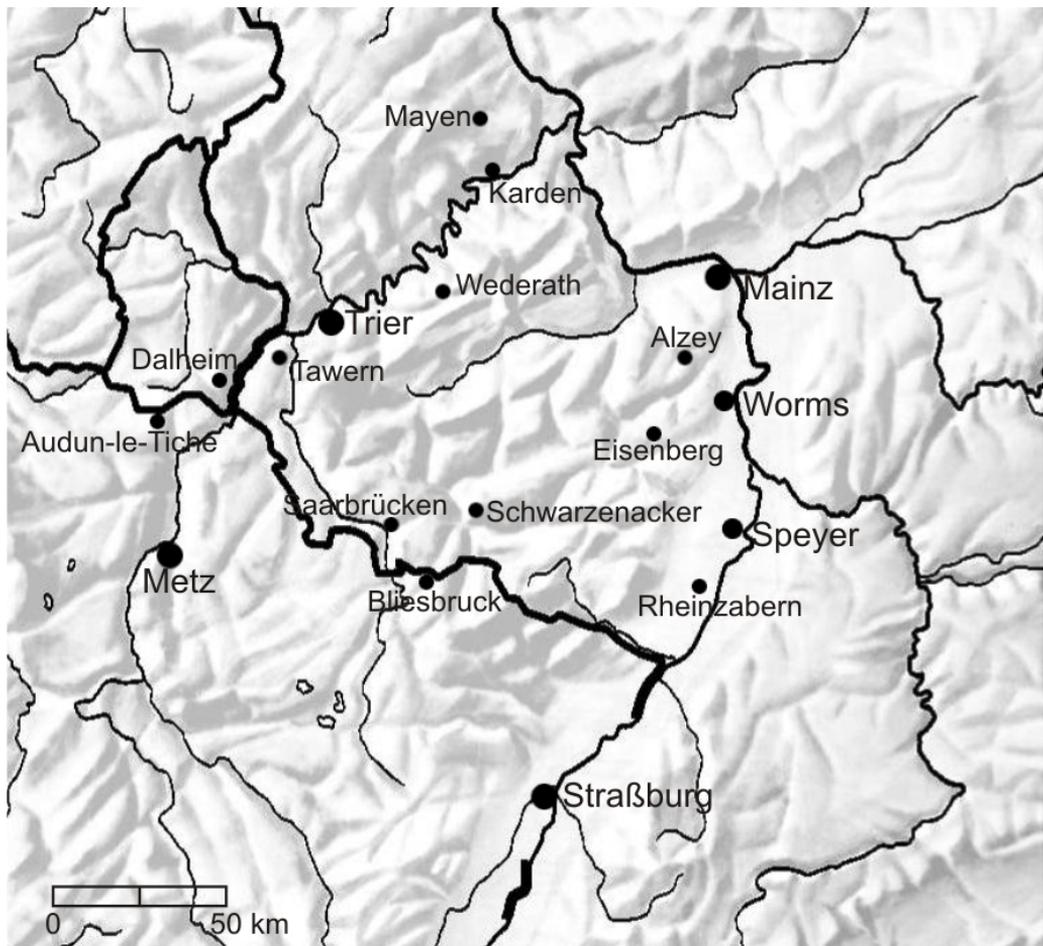


Abb. 1. Im Text erwähnte Ortslagen: Römische Städte und *vici*.

Grundlagen legt³. An erster Stelle sind hierbei Verkehrseinrichtungen zu nennen, wobei neben dem Straßennetz auch Brücken, Häfen und Plätze berücksichtigt werden müssen. Einen zweiten Bereich der Infrastruktur stellen Einrichtungen zur Versorgung mit Trinkwasser sowie zur Entsorgung der Abwässer dar, während öffentliche Bauten der Verwaltung, des Kommunikationswesens, Bildungsstätten und kulturelle Einrichtungen die dritte Kategorie bilden. Zu letzterer zählten in der römischen Kaiserzeit z. B. Foren, Thermen und Heiligtümer. Besonders für das Straßensystem ist, neben dem ökonomischen Nutzen, jedoch immer seine Bedeutung für das Militär zu beachten.

Wie waren die römischen *vici* in Rheinhessen und Umgebung mit derartigen infrastrukturellen Anlagen ausgestattet und welche grundlegende Struktur weisen sie auf? Lassen sich eventuell zentrale öffentliche Orte in den *vici* identifizieren und wie wurden diese in die Siedlungen integriert? Hierbei stehen vor allem die ländlich geprägten Kleinzentren im Fokus, während Civitashauptorte wie Worms und Speyer aufgrund ihres weitestgehend städtischen Charakters sowie die rechtsrheinischen Kastellvici ausgeklammert bleiben (vgl. Beitrag S. Sulk).

Einstraßenorte und Ausbaustufen⁴

Für eine von Handwerk und Handel lebende Ortschaft ist die Ausrichtung der Bebauung auf die Verkehrsadern essentiell. Darauf beruhend erkannte F. Oelmann bereits 1923 in der Einstraßenform die einfachste und pragmatischste Gestalt einer solchen Siedlung⁵. Dies sowie den Haustyp, der aufgrund seines langrechteckigen, i. d. R. schmalseitig zur Straße gelegenen Grundrisses später als „Streifenhaus“⁶ bezeichnet wurde, sah Oelmann als wesentliche Merkmale gallorömischer Straßenvici an. Zwar musste dieses Bild der reinen Einstraßensiedlungen aufgrund jüngerer Untersuchungen in vielen Fällen differenziert werden, aber dennoch bleibt ein großer Teil der *vici* diesem einfachen Typus zuzuordnen, so z. B. *Belginum* bei Wederath, Lkr. Bernkastel-Wittlich (Abb. 2). Beidseits der von Trier nach Mainz führenden Fernstraße erstreckten sich die Streifenhäuser, die typischerweise auf die Hauptachse ausgerichtet waren. Zwischen einem Kultbereich im Nordwesten des *vicus* sowie der östlich anschließenden Wohnbebauung befand sich eine geschotterte Gasse von 2 bis 3 m Breite. Obwohl solche (unbefestigten) Seitenwege oder (befestigten) Seitenstraßen von der Durchgangsstraße abzweigen, sind die einheitliche Orientierung der Bebauung auf eine einzige Hauptstraße sowie das Fehlen einer zweiten Häuserreihe entscheidend für die Kategorisierung als Einstraßensiedlung. Des Weiteren ist sicherlich regelhaft mit Feldwegen zur Erschließung der hinteren Parzellenhälften zu rechnen, die die Bewirtschaftung letzterer erleichterten. Ein derartiger 5 m breiter, unbefestigter Weg verlief in *Belginum* etwa 80 bis 90 m nördlich parallel zur Hauptachse. Zwar wurden sowohl nördlich dieses Weges als auch etwa 100 m südlich der Fernstraße vereinzelt Gebäude nachgewiesen, allerdings scheint es sich nicht um eine regelrechte Wohnbebauung in zweiter Reihe gehandelt zu haben⁷.

Ausgehend vom Einstraßenvicus lassen sich verschiedene Ausbaustufen feststellen, bei denen – ob bereits bei der Siedlungsgründung eingeplant oder erst später erweitert – durch untergeordneten Parallelen zur Durchgangsstraße weitere Bebauungsareale erschlossen wurden. So erstreckte sich z. B. der *vicus* von Rheinzabern (*Tabernis*), Lkr.

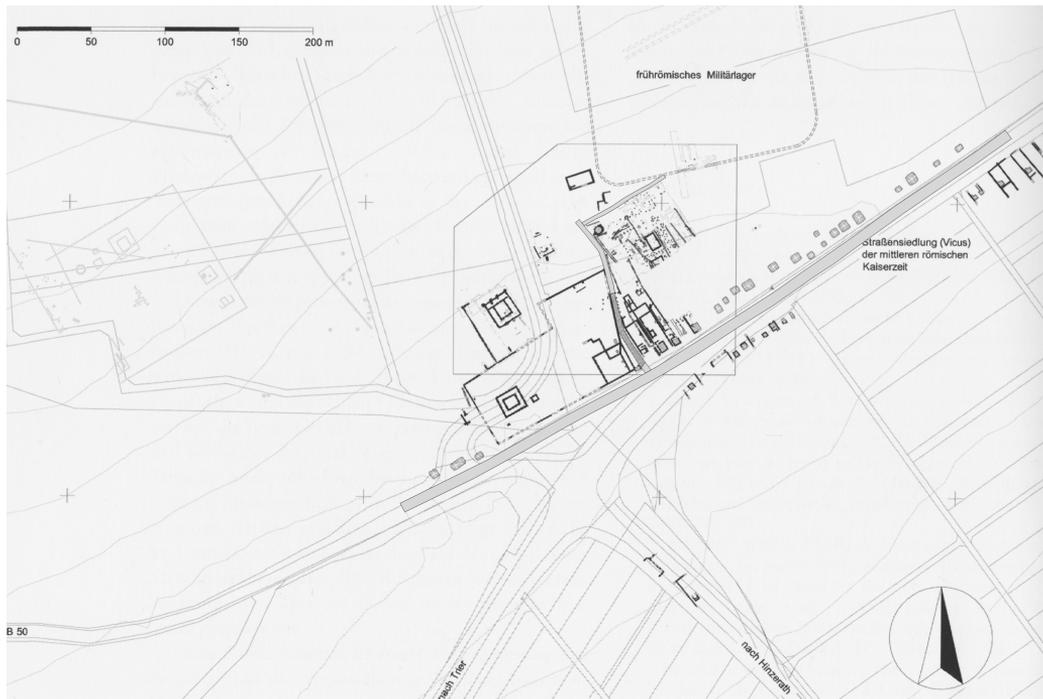


Abb. 2. Plan *Belginum* bei Wederath (hellgrau markiert: vermuteter Straßenverlauf).

Germersheim, über 900 m entlang der Rheintalstraße und westlich dieser Durchgangsstraße wurde in den bisher untersuchten Bereichen eine durchgehende Bebauungsreihe ohne Nebenwege festgestellt. Auf der anderen Seite der Hauptachse erstreckte sich hingegen ein durch Quer- und Parallelverbindungen gegliedertes Areal, das eine weitaus größere Tiefe aufwies. Eine Querverbindung zweigte im Zentrum der Siedlung etwa rechtwinklig von der Hauptstraße ab, eine weitere gesicherte Seitenstraße führte im Südosten zum etwas außerhalb gelegenen Areal „Fidelisstraße“. Die Bebauung am Südrand der Siedlung war auf diese Seitenstraße hin ausgerichtet (Abb. 3). Das Wegenetz Rheinzaberns wurde den sich im Verlauf der Siedlungsentwicklung verändernden Bedürfnissen angepasst, u. a. wurde in der Mitte des 2. Jhs. eine der Nebenverbindungen überbaut. Die sich in dieser Zeit vollziehende Wandlung Rheinzaberns zu einem Zentrum der Terra-Sigillata-Produktion war somit sowohl mit einer teilweisen Auflösung der Parzellenstruktur zugunsten der Anlage von Manufakturen, als auch mit Modifikationen des innerörtlichen Straßennetzes verbunden⁸.

***Vici* an Straßenkreuzungen**

Im Gegensatz zu den bisher erwähnten Ortslagen befanden sich einige *vici* unmittelbar an den Schnittpunkten zweier oder mehrerer Verkehrsadern. Die Bebauung orientierte sich dort zwar ebenfalls häufig an einer Achse von übergeordneter Bedeutung – in aller Regel einer Fernstraße – aber die Besiedlung breitete sich auch entlang weiterer Ausfallstraßen aus. An einer derartigen Kreuzung lag Alzey, Lkr. Alzey-Worms, wo südlich

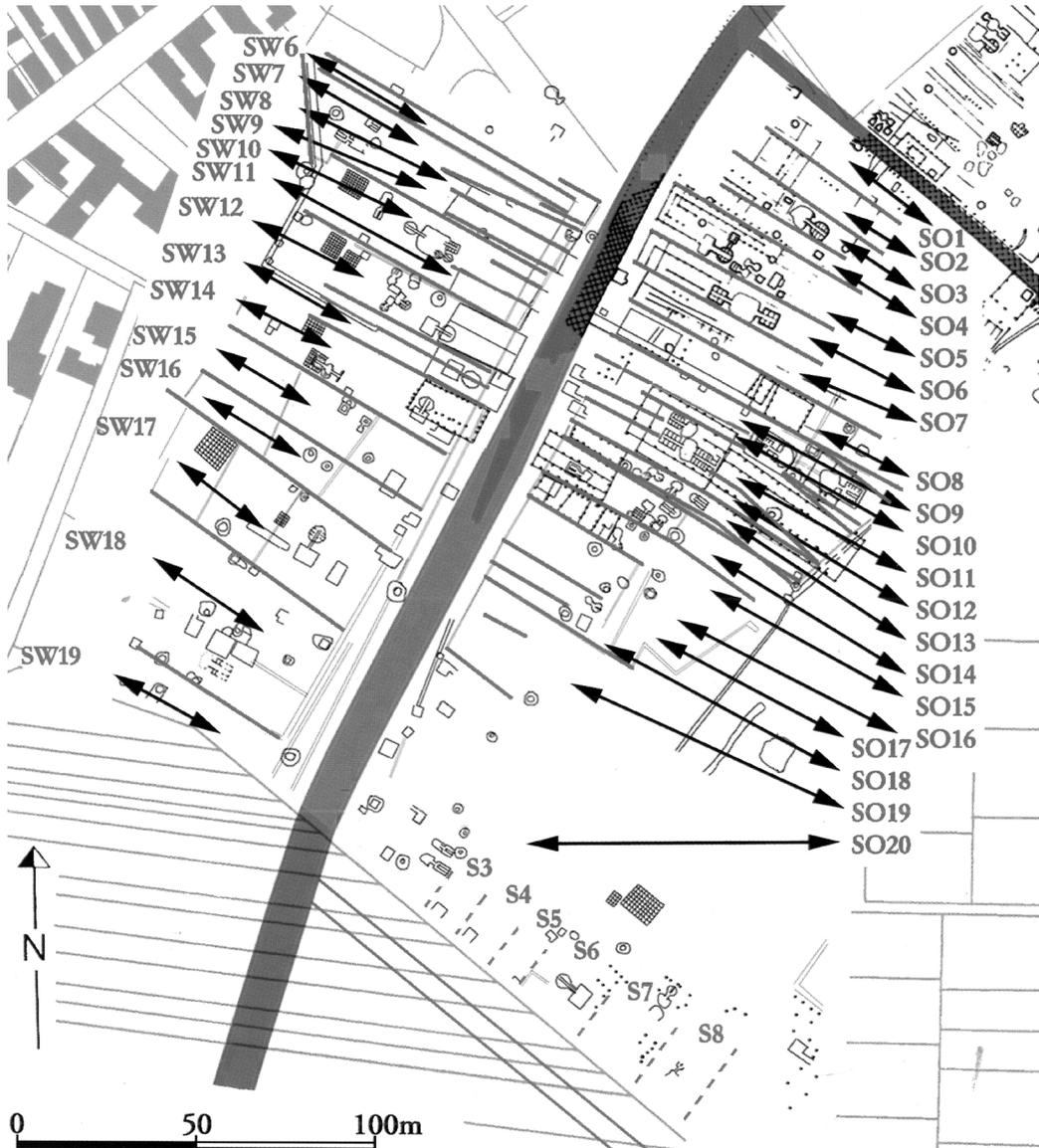


Abb. 3. Straßenzüge und Bebauungsausrichtung im südlichen Teil des Rheinzaberner vicus.

der Selzfurt die Fernverbindung von Mainz nach Metz auf eine von Bingen nach Worms führende Route traf. Da das römische Siedlungsgebiet vollkommen überbaut ist, sind nur wenige Baubefunde und kurze Straßenabschnitte bekannt (Abb. 4). Die Fernstraße von Mainz nach Metz bildete in nordwest-südöstlicher Ausrichtung die Hauptachse der Siedlung, worauf die Orientierung der meisten Vicusbauten hinweist, und ist wahrscheinlich mit dem freigelegten Trassenstück S6 zu identifizieren. Die übrigen dokumentierten Straßenzüge verliefen zwar teilweise parallel (S5) oder orthogonal (S2) zur Hauptstraße, jedoch sind auch zahlreiche schräge Abzweigungen und Ausfallstraßen be-



Abb. 4. Vicusbefunde in Alzey (dunkelgrau: Straßenbefunde; hellgrau: vermuteter Straßenverlauf).

kannt (S1, S3/4, S7, S8), sodass nicht von einem regelhaft rechtwinkligen Straßensystem gesprochen werden kann. Vielmehr bildete sich aufgrund der verschiedenen, an diesem Kreuzungspunkt aufeinander treffenden Verbindungen eine Haufensiedlung heraus⁹.

Orthogonale Straßensysteme

Einer der wenigen *vici*, in denen auch das Zentrum der Siedlung großflächig untersucht werden konnte, ist Eisenberg in der Pfalz (Donnersbergkreis). Die vor allem aufgrund der Eisengewinnung bedeutsame Siedlung befand sich an einer Verbindung von Worms nach Metz, etwa eine Tagesreise von Ersterem entfernt. Die Fernstraße teilte sich östlich des Siedlungskerns in eine nördliche (S2) und eine südliche Route (S1). Wie ein Schnitt durch die Nebenstraße S5 zeigte, wurden bei der Eisenverhüttung entstandene Schlacken innerhalb der Ansiedlung zur Befestigung der Trassen genutzt¹⁰. Dies ist einer der wenigen Fälle, in denen die Fahrbahnen in den *vici* überhaupt eine Pflasterung auf-

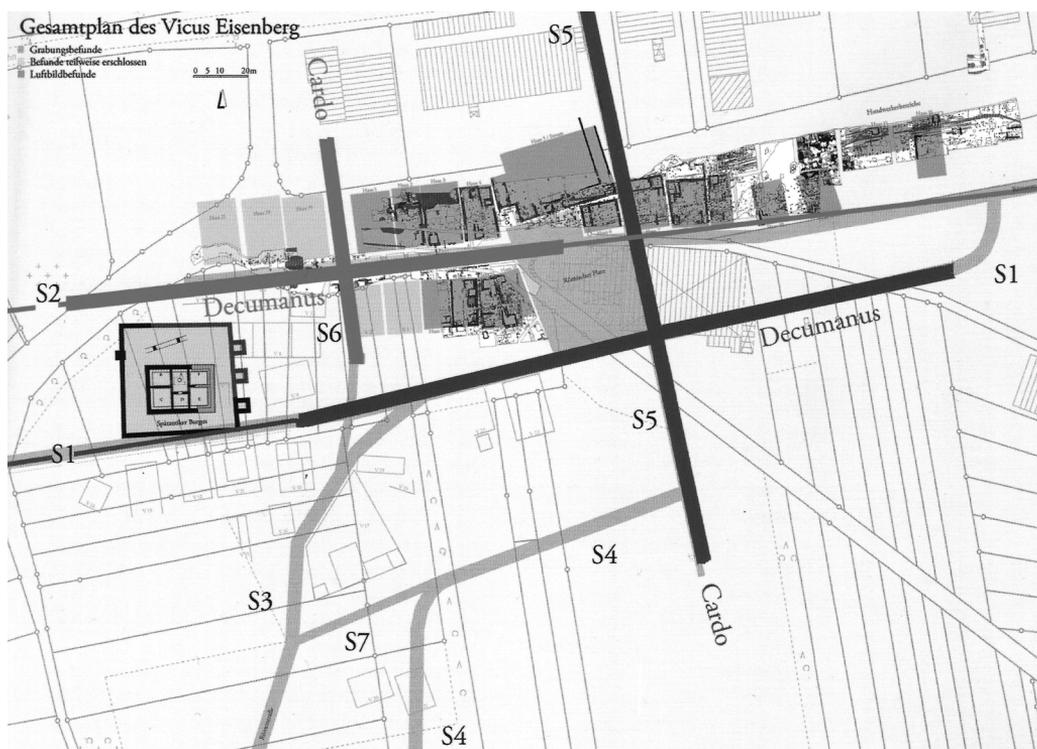


Abb. 5. Gesamtplan vicus Eisenberg mit zwei Baufluchten (grau, schwarz).

wiesen. In der Regel wurde beim Straßenbau nördlich der Alpen darauf verzichtet und Kiesschotterungen als ausreichend angesehen.

Der vicus von Eisenberg besaß demnach zwei leicht schräg zueinander, ost-westlich verlaufende Hauptachsen (Abb. 5). Sie wurden jeweils durch eine orthogonale Nord-Südverbindung geschnitten (S5, S6). Die S1 und S5 bzw. die S2 und S6 könnten somit jeweils als *decumanus* und *cardo* zweier abweichender Fluchten bezeichnet werden. Der Großteil der Gebäude war nach der S2/S6 ausgerichtet, doch vor allem die Forumsanlage (s. u.) und der Südwestbereich des vicus waren an der S1/S5 orientiert. Da dies nicht durch eine chronologische Abfolge zu erklären ist, könnten zwei verschiedene Planungsobrigkeiten vorhanden gewesen sein. Deutlich wurde durch die Untersuchung der Baufluchten in Eisenberg zudem, dass es eine Katastrierung gegeben haben muss. Mehrfach wurde beobachtet, dass die Ausrichtung der Hauswände in aufeinander folgenden Bauphasen strikt beibehalten wurde. Auf der Parzelle 6 besaß sogar ein Steinbau des 3. Jhs. trotz langer Unterbrechung und zwischenzeitlicher Planierung die gleichen Ausmaße wie sein hölzerner Vorgängerbau vom Beginn des 2. Jhs. Wahrscheinlich wurde die Parzellenbreite (*in fronte*) in einem Grundbuch schriftlich niedergelegt¹¹.

Ein strikt orthogonal ausgerichtetes Straßensystem nach mediterranem Vorbild, basierend also auf dem hippodamischen Schema, ist für die *vici* im Untersuchungsgebiet lediglich im Fall Homburg-Schwarzenackers, Lkr. Saarpfalz, erkennbar. Dort wurde im Hauptgrabungsareal in der Flur „Auf der Ungnade“ ein Raster rechtwinklig zueinan-

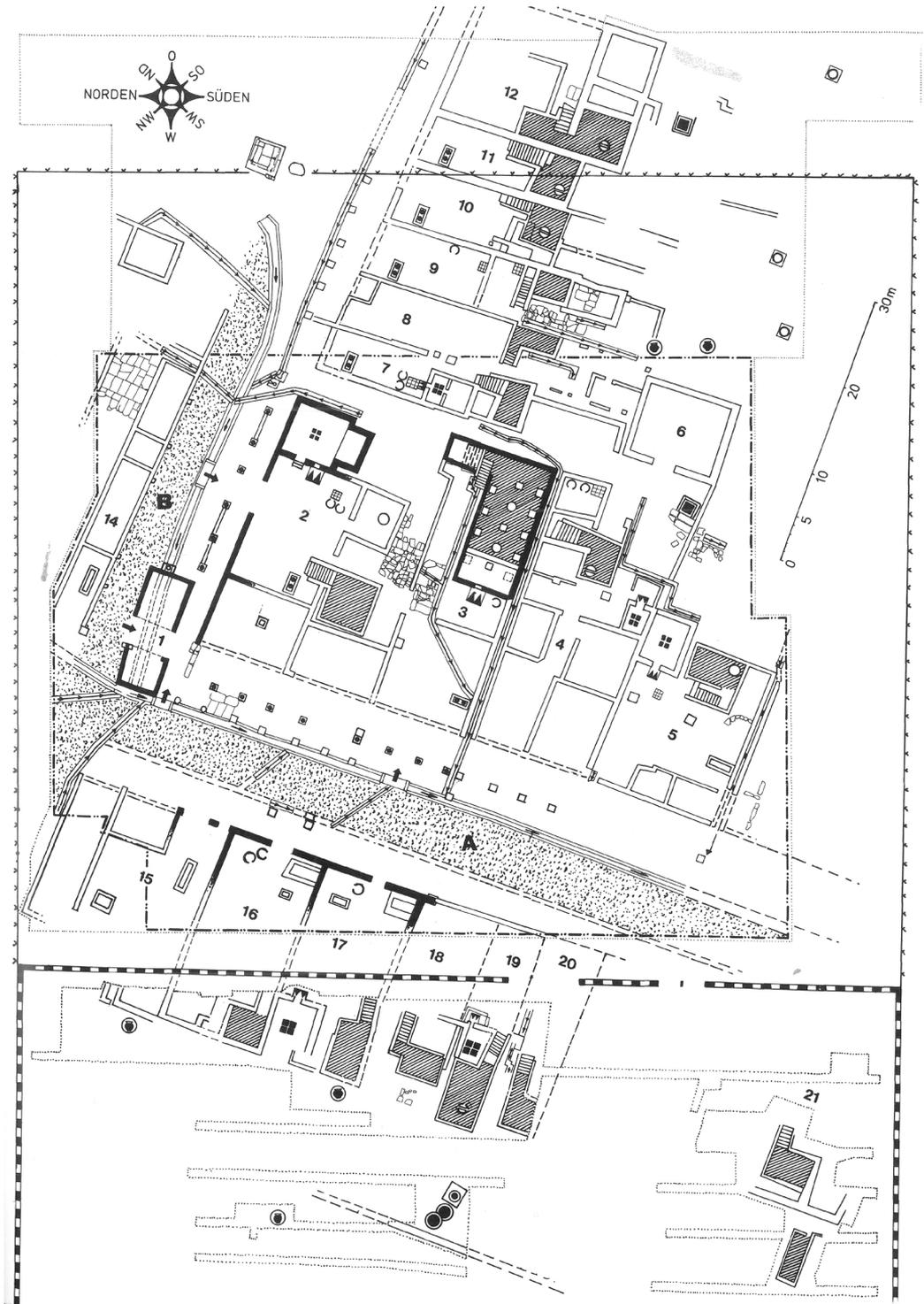


Abb. 6. Hauptgrabungsareal des vicus von Schwarzenacker.

der verlaufender Straßenzüge dokumentiert (Abb. 6)¹². Allerdings muss offen bleiben, inwiefern dieser in der Siedlungsperipherie gelegene Bereich für den Rest des *vicus* repräsentativ ist. Die eigentliche Hauptachse der Siedlung, eine Nord-Süd-Route von Tholey nach Bliesbruck, lag weiter westlich und ist modern überprägt. Sicherlich ist es kein Zufall, dass am östlichen Rand des Grabungsareals – und damit am Rand des *vicus* – typische Streifenhausbebauung auf langrechteckigen Grundstücken angetroffen wurde, hingegen im näher zum Zentrum gelegenen Kreuzungsbereich größere Häuser mit Innenhöfen auf kürzeren, aber dafür breiteren Parzellen. Im Kern des *vicus* wäre somit ein rechtwinkliges Straßenraster mit *insulae* und städtischen Hausformen zu erwarten.

Wasserversorgung

Zur römischen Lebensart gehörten hohe Ansprüche an die Wasserversorgung, sowohl die Qualität als auch die Quantität des Frischwassers betreffend. Zwar fehlen bei den *vici* im untersuchten Gebiet weitestgehend Belege für steinerne Aquädukte, jedoch ist regelhaft mit Wasserleitungen aus vergänglichem Material zu rechnen. Wahrscheinlich standen nicht immer ausreichende finanzielle Mittel zur Errichtung von Anlagen aus Stein und Zement zur Verfügung, sodass auf Holz zurückgegriffen wurde. Zudem wurden bereits seit der Spätantike ältere Steinbauten als Baumaterialressource genutzt und abgetragen. Überreste von gemauerten Leitungssystemen fanden sich z. B. im lothringischen Audunle-Tiche und in Karden an der Mosel¹³. Der *vicus* am Halberg bei Saarbrücken wurde sogar über eine Leitung in Qanatbauweise versorgt, bei der zunächst vertikale Schächte in den Berg getrieben und diese an der Sohle zu einem horizontalem Leitungsstollen verbunden wurden¹⁴.

Die Leitungsrohre der innerörtlichen Verteilernetze bestanden entweder aus Blei, Ton oder – sicherlich am häufigsten – aus Holz¹⁵. In aller Regel erhielten sich die Letztgenannten nur sehr schlecht, jedoch lässt sich anhand der Lage eiserner Muffen, die die Holzrohre miteinander verbanden, die Länge der Deicheln ermitteln¹⁶. Sie verliefen wie in heutiger Zeit meist parallel zu den Straßenzügen unter den Gehsteigen vor den angrenzenden Häusern.

Aufgrund dieses äußerst fragmentarisch überlieferten Leitungssystems lassen sich auch die Endpunkte nur schwer identifizieren. In erster Linie hatten die Aquädukte öffentliche Bauten, z. B. Thermenanlagen, sowie Laufbrunnen zu versorgen. Der Anschluss privater Häuser an das öffentliche Trinkwassernetz oder sogar eigenständige Versorgungssysteme dürften dagegen nur sehr wohlhabenden Haushalten vorbehalten gewesen sein. Die Gestaltung der öffentlichen Laufbrunnen, über die sich die Mehrheit der Vicusbewohner Frischwasser beschaffte, scheint meist wenig aufwendig gewesen zu sein. In Schwarzenacker wurde die durchbohrte Steinplatte eines Brunnenstocks gefunden, durch die der Ausfluss eines (Blei-) Rohrs verlaufen sein könnte¹⁷. Indizien für architektonisch ausgestaltete Nymphäen gibt es in Bliesbruck innerhalb der öffentlichen Thermen und auf dem davor liegenden Platz¹⁸.

Häufiger haben sich die Überreste von Brunnenanlagen erhalten. Sie waren entweder rund gemauert oder seltener rechteckig aus Steinplatten gesetzt (z. B. Schwarzenacker, Alzey). Des Weiteren sind holzverschaltete Schächte vorhanden gewesen (z. B. Eisen-

berg). In den wenigsten Fällen kam jedoch eine derartige Anzahl von Brunnen zu Tage, dass eine exklusive Versorgung über solche schlüssig erscheinen würde. Die etwa ein Hektar große Grabungsfläche in Schwarzenacker erbrachte beispielsweise lediglich zwei Brunnenbefunde. Demgegenüber scheint im *vicus* von Dalheim etwa jedes zweite Grundstück mit einem Brunnen ausgestattet gewesen zu sein¹⁹. Die häufiger nachgewiesenen Wasserspeicher jeglicher Form, von einfachen Gruben bis hin zu gemauerten Zisternen, dienten vermutlich hauptsächlich als Brauchwasserspender z. B. für die Gartenwirtschaft und nur in Notzeiten zur Trinkwasserversorgung.

Neben ihrer geringen Zahl weist ebenso die Lage der Brunnen auf die Notwendigkeit andersartiger Wasserversorgungsinstallationen hin. Die Schächte befanden sich in aller Regel in den rückwärtigen Bereichen der Grundstücke, die untereinander durch Zäune und Mauern abgegrenzt waren. Deshalb erscheint es wenig wahrscheinlich, dass sich die Bewohner mehrerer Parzellen die Nutzung dieser Brunnen teilten. Da sich im vorderen Teil der Streifenhäuser die Werkstätten und Läden befanden, besteht bei den wenigen Brunnenanlagen in unmittelbarer Straßennähe (z. B. Tawern²⁰) möglicherweise ein Bezug zu handwerklichen Aktivitäten. Für die zahlreiche Brunnen im Umfeld der Töpfereimanufakturen von Rheinzabern und zwei Brunnen aus dem Handwerkerviertel in Eisenberg kann die gewerbliche Nutzung als gesichert gelten²¹.

Wasserentsorgung

Aus Schwarzenacker sind insbesondere die aus großen Sandsteinplatten gesetzten Abwasserkanäle bekannt, die 0,55 bis 0,85 m breit sowie bis zu 0,90 m hoch waren und enorme Wassermengen ableiten konnten. Die Hauptkanäle verliefen parallel zu den Straßenzügen, die anliegenden Haushalte waren durch Stichleitungen an die Kanalisation angeschlossen. Die Leitungen verliefen entweder vollständig unterirdisch oder waren mit Steinplatten bzw. Ziegeln abgedeckt. Zusätzlich gab es einige senkrecht durchlochte Steinblöcke, die auf die Leitung aufgesetzt waren und als Einschütten für Abwässer und Abfälle gedeutet werden. Falls dies zutrifft, wäre mit einer Abdeckung der Straßen begleitenden Kanäle z. B. durch Holzbohlen zu rechnen²², was jedoch die Aufnahme des Traufwassers von den Portikusdächern verhindert hätte. Möglicherweise lagen die Hauptkanäle daher zumindest zeitweise, z. B. bei starken Niederschlägen, offen.

Mit diesem einheitlich konzipierten, hochwertigem Ableitungssystem stellt Schwarzenacker jedoch einen Extremfall unter den *vici* der Untersuchungsregion dar, denn in den meisten anderen Siedlungen wurde – möglicherweise aufgrund fehlender finanzieller Möglichkeiten – kein solcher Aufwand betrieben. Häufig wurde nur entlang der Durchgangsstraßen, die in der Fahrbahnmitte leicht gewölbt waren, ein begleitendes Abwassersystem eingerichtet, das jedoch sehr unterschiedlich ausgebaut sein konnte. In Rheinzabern waren keine durchgehenden Rinnen an den Rändern der Rheintalstraße installiert, vielmehr dienten die Frontabschnitte der Parzellenbegrenzungsgräben nicht nur zur Markierung der Grundstücke, sondern auch zur Aufnahme und Ableitung des Oberflächenwassers²³. Ähnlich könnte auch die Flankierung der Durchgangsstraßen in Eisenberg ausgesehen haben, jedoch wurde bisher nur eine abzweigende Trasse (S5) eingehend untersucht, während die Hauptstraßen noch nicht vollständig geschnitten

worden sind. Allerdings wurden vor der Hausreihe südlich der S2 flankierende Gräbchen erfasst²⁴. In der erwähnten Nebenstraße lief das Wasser – zumindest in der zweiten Bauphase – auf dem Fahrbahnrand ab, da die Straße unmittelbar an Hauswände grenzte (s. Anm. 10).

Eine etwas weiter entwickelte Variante stellten steinerne Rinnsteine dar, wie sie beispielsweise in Alzey und im lothringischen Bliesbruck angetroffen wurden. Allerdings leiteten die einzelnen Haushalte ihre Abwässer nicht durch diese Rinnen ab, da bisher Hinweise auf Stichelungen fehlen. Die Straßen begleitenden Rinnen und Gräben fungierten demnach in erster Linie als Drainagekanäle. Sowohl das Niederschlagswasser von der Straße, als auch das von den Pultdächern der Portiken kommende Traufwasser sammelte sich in den Rinnen. Die Entsorgung der Siedlungsabfälle und Abwässer erfolgte in aller Regel wohl im nächstliegenden Fluss. So ist aufgrund der Richtung und der Hanglage anzunehmen, dass sowohl das Kanalsystem von Schwarzenacker als auch die Abwasserleitungen der Thermen in Bliesbruck in die Blies entwässerten. Dies verdeutlicht, dass für die Versorgung mit Trinkwasser, soweit vorhanden, höher gelegene Quellen und Zuflüsse bevorzugt worden sind und nicht die unmittelbar benachbarten Fließgewässer²⁵.

Öffentliche Bauten und Plätze

Nach der Beschreibung der innerörtlichen Straßensysteme sowie der wassertechnischen Installationen soll zuletzt der Fokus auf die öffentlichen Bauten in den *vici* gerichtet werden. Hierbei sind an erster Stelle Platzanlagen zu nennen, die nicht nur eine wichtige Verteilerfunktion für den Fußverkehr innerhalb von Siedlungen inne haben, sondern zugleich Orte der Geschäftsabwicklung und von Versammlungen sind²⁶. Letztlich können in allen *vici*, die als Marktort fungierten, öffentliche Plätze angenommen werden. Ihre Identifikation im archäologischen Befund gestaltet sich allerdings schwierig, da in der Regel nur relativ kleine Ausschnitte des Siedlungsareals untersucht sind. Zudem kann nicht in jedem Fall von einer regelrechten Forumsbebauung nach mediterranem Vorbild ausgegangen werden, sondern vielmehr können auch einfache, frei gehaltene Flächen genutzt worden sein.

In Alzey fehlt zwar bisher der Nachweis eines öffentlichen Platzes, allerdings konnte in der Nordostecke des spätantiken Kastells epigraphisch sowie über eine Häufung von Spolien ein Kultbezirk lokalisiert werden, in dessen Nähe sich zudem eine Schwefelquelle befand²⁷. Unweit dieses Heiligtums traf vermutlich die aus dem Straßenzug S2 zu rekonstruierende Querachse des *vicus* auf die nord-südlich verlaufende Fernstraße. Dieser hypothetische verkehrsneuralgische Punkt in Kombination mit dem nahen Kultbezirk lässt weitere zentrale, öffentliche Einrichtungen in diesem Areal vermuten.

An dieser Stelle sei kurz auf die Kultbezirke in den *vici* eingegangen. In nahezu allen Siedlungen sind Heiligtümer nachgewiesen worden, sei es durch architektonische und epigraphische Belege oder indirekt über Spolien oder Weihgabenfunde. Die Kulte wurden in erster Linie von der Vicusgemeinschaft verehrt und gepflegt, doch einige Heiligtümer besaßen auch eine darüber hinaus gehende Strahlkraft für Pilger. Der Kult des Lenus Mars auf dem Martberg ließ sowohl die Begleitsiedlung auf der Anhöhe selbst als auch den *vicus* von Karden an seinem Fuß prosperieren. Die vier bisher bekannten Tem-

pelbezirke in *Belgium* zeugen auch dort von der Bedeutung der Kulte, was auf einen Status als regionales religiöses Zentrum schließen lässt²⁸. Da Festspiele einen wichtigen Bestandteil der Götterverehrung bildeten, verwundert es nicht, dass in den gallischen und germanischen Provinzen in über 60 Siedlungen Theaterbauten mit Bezug zu einem Heiligtum belegt sind, so u. a. in den *vici* von Bitburg, Dalheim, Pachten, Wederath und auf dem Martberg²⁹. Die Theater dienten allerdings nicht nur der Abhaltung kultischer Spiele, sondern auch politischer Versammlungen. Vielfach dürften die Heiligtümer daher die zentralen Orte der *vici* dargestellt haben, sowohl für religiöse als auch administrative Aktivitäten³⁰.

In einigen Ortslagen konnten Plätze sowie Ensembles öffentlicher Bauten nachgewiesen werden, so vor allem in Eisenberg. Südlich des Kreuzungsbereichs des „Decumanus“ S2 mit dem „Cardo“ S5 befand sich dort eine unbebaute Fläche von ca. 50 m Länge und 40 m Breite³¹. Hinweise auf eine Pflasterung der Fläche fanden sich nicht, lediglich die Straßen waren befestigt. Die Befunde in Eisenberg sind umso bemerkenswerter, da das Gebäude auf dem im Norden an den Platz grenzenden Grundstück 5 als Forumsbau



Abb. 7. Forumsanlage Eisenberg (Steinbauphase III mit Unterbauphasen).

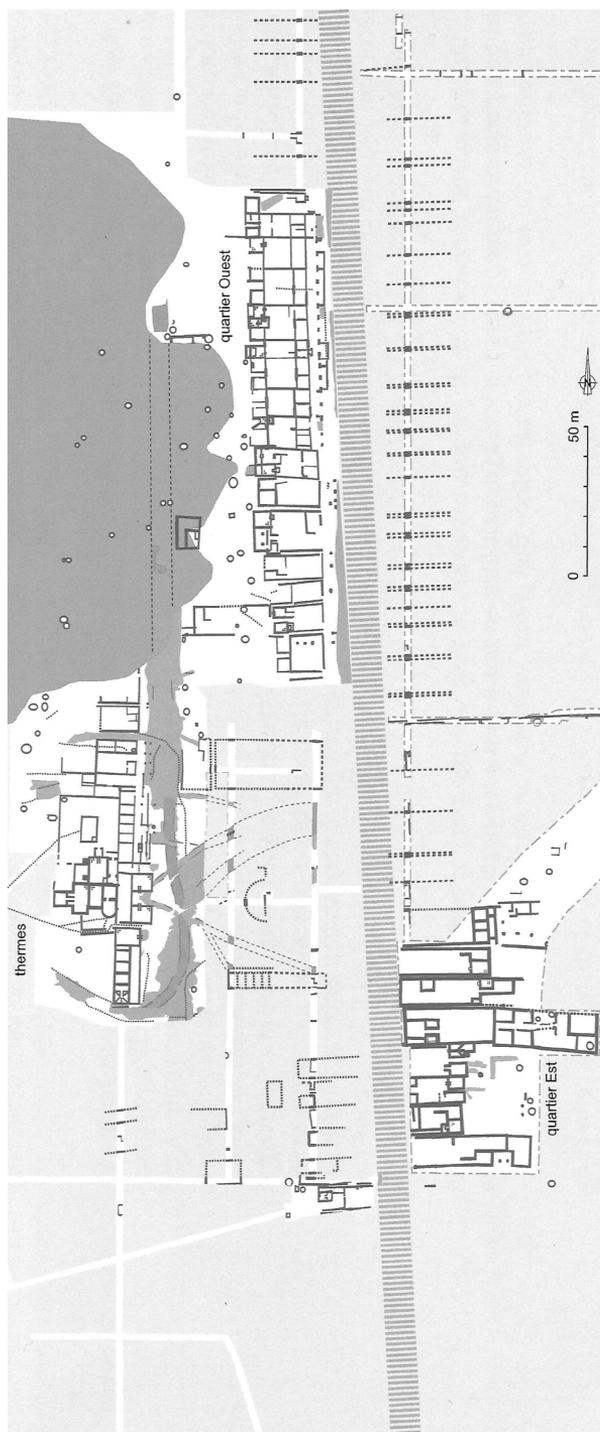


Abb. 8. Plan des vicus von Bliesbruck.

identifiziert werden konnte und die benachbarte Anlage auf Parzelle 6 ebenfalls öffentlichen Charakters war. Zu Beginn der 60er Jahre des 1. Jhs. n. Chr. wurde auf dem Grundstück 5 ein erstes Gebäude aus Holzfachwerk errichtet (41,50 x 20 m), den zu Beginn des 2. Jhs. ein repräsentativer Steinbau ersetzte, leicht versetzt zu seinem Vorgänger und etwas größer (44,50 x 26 m). An der ursprünglichen Konzeption der Anlage wurde allerdings nur wenig verändert (Abb. 7). Im Ostteil lag ein auf drei Seiten von lang gestreckten Hallen umgebener Hof, den Kernbau bildete eine große Halle, an die im Westen eine Apsis anschloss. In Letzterer ist möglicherweise die *curia* zu verorten. Die nord-südlich ausgerichtete, zentrale Halle, die Forumsbasilika, war ab der zweiten Bauphase dreischiffig gegliedert. Der offene Innenhof besaß lichte Maße von ca. 15 x 15 m, seine etwa 5 m breiten Seitenhallen waren überdacht und beherbergten vermutlich Ladenlokale (*tabernae*)³². Für die auf dem Nachbargrundstück 6 errichteten Strukturen ist aufgrund ihrer Grundrissgestaltung ebenso eine reguläre Nutzung zu Wohn- und Gewerbezwecken auszuschließen. Das dort freigelegte, hallenartige Gebäude von annähernd quadratischem Grundriss (ca. 12 x 13 m) ist zunächst in Fachwerktechnik und später aus Stein errichtet worden (vgl. oben). Die genaue Funktion dieses Bauwerks bleibt weitestgehend unklar, denkbar sind eine Nutzung

als Versammlungsgebäude, Markthalle oder Speichergebäude (*horreum*). Für den Steinbau könnte allgemein auch von einem „Mehrzweckraum“ zu Markt-, Verwaltungs- und Versammlungszwecken gesprochen werden³³.

Ein ähnliches Ensemble ist in Bliesbruck belegt, dort bildeten allerdings öffentliche Thermen das repräsentative Zentrum des *vicus*. Der Bäderkomplex dominierte einen davor liegenden, partiell gepflasterten Platz sowie weitere angrenzende Gebäude, für die aufgrund ihres hallenartigen Charakters und für Wohnhäuser ungewöhnlichen Mauerstärke ebenfalls eine öffentliche Funktion vermutet wird (Abb. 8)³⁴. Auf der Südseite des Badekomplexes befand sich der einzige nachgewiesene Latrinentrakt in den *vici* des Untersuchungsgebiets, da bis auf einige Abortschächte in den hinteren Grundstücksbereichen Eisenbergs³⁵ derartige Befunde anderenorts nicht identifiziert worden sind. Die öffentliche Badeanlage im Kontext mit den angeschlossenen Läden, Werkstätten, Garküchen und möglicherweise auch Markt- und Versammlungshallen stellte sicherlich den Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens im *vicus* dar³⁶.

Anhand der beschriebenen Beispiele zeigt sich, dass die *vici* sehr unterschiedlich mit öffentlichen Bauten ausgestattet waren. Der seltene Nachweis von Foren findet jedoch auch in einem größeren Rahmen Bestätigung. Rorison zählte unter 192 gallischen *vici* lediglich elf Foren und neun Basiliken³⁷. Dies kann sicherlich bis zu einem gewissen Grad einem eingeschränkten Forschungsstand zugeschrieben werden, da selten die zentralen Bereiche der Ortslagen untersucht werden konnten. Dennoch wird durch diese Seltenheit der Befund in Eisenberg außerordentlich hervorgehoben. Das Vorhandensein eines öffentlichen Bauwerks zu administrativen Zwecken, zur Abhaltung von Märkten und als Ort der Rechtsprechung ist in einem vergleichsweise kleinen, industriell geprägten *vicus* durchaus bemerkenswert³⁸. Dies spricht zum einen für die Prosperität des Eisenberger Gemeinwesens, zum Anderen für die Bedeutung, die dem *vicus* bzw. der dort verorteten Eisengewinnung beigemessen wurde.

Anmerkungen

¹ Dieser Aufsatz beruht auf einer 2010 an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz eingereichten BA-Arbeit des Verf., deren Arbeitsgebiet Rheinland-Pfalz und westliche Nachbargebiete umfasste.

² Zur Begriffsbestimmung mit Fokus auf Rheinhessen und Umgebung: HAUPT/JUNG 2006.

³ WALTER 1998, 993f.

⁴ Vgl. zur Siedlungstypologie: RORISON 2001.

⁵ OELMANN 1923.

⁶ KAISER/SOMMER 1994, 370–376.

⁷ Zum aktuellen Forschungsstand: CORDIE/KÖNIG/TEEGEN 2007.

⁸ SCHULZ 1999, 68.

⁹ HUNOLD 1997, 23–25. – Ähnliches trifft z. B. auf die *vici* von Mayen und Saarbrücken zu.

¹⁰ HIMMELMANN, in: BERNHARD u. a. 2007, 73–76.

¹¹ HIMMELMANN, in: BERNHARD u. a. 2007, 23–26. – Vgl. zur Katastrierung Ladenburg: KAISER/SOMMER 1994, 312f.

¹² KOLLING 1993, 42f.

- ¹³ Audun-le-Tiche: DELESTRE 1997, 332f. – Karden: EIDEN 1967, 114f.
- ¹⁴ FREIS 1999, 98f.
- ¹⁵ Bleirohre: z. B. in Schwarzenacker. – Tonrohre: z. B. Schwarzenacker und Alzey. – Holzrohre: z. B. Bliesbruck (PETIT 2005, 74.143) und Schwarzenacker.
- ¹⁶ PETIT (2000, 121) vermutet zudem Verbindungsstücke aus Holz und Leder.
- ¹⁷ KOLLING 1971, 39f.
- ¹⁸ Im Innenhof der Thermen befand sich eine Struktur, die entweder als Laufbrunnen oder als kleiner Tempel gedeutet wird (PETIT 2000, 421–424. – Vgl. DERS. 2005, 81f.). Für einen halb-kreisförmigen Bau auf dem Platz schlug SOMMER (2007, 89) eine Interpretation als Nymphäum aufgrund in der Nähe aufgefundener Leitungsreste vor.
- ¹⁹ vgl. WAGNER 1991 (bes. 67, Abb. 44).
- ²⁰ FAUST 1996, 26.
- ²¹ Rheinzabern: SCHULZ/SHELLENBERGER 1996, 21f. – Eisenberg: BERNHARD, in: BERNHARD u. a. 2007, 152.
- ²² KOLLING 1971, 45.
- ²³ SCHULZ/SHELLENBERGER 1996, 12–14.
- ²⁴ BERNHARD, in: BERNHARD u. a. 2007, 129.
- ²⁵ BERNHARD (in: BERNHARD u. a. 2007, 149f.) schlug für Eisenberg, aus Mangel an Quellen in geeigneter Lage, eine Versorgung mittels Schöpfädern aus dem tiefer gelegenen Eisbach vor.
- ²⁶ SOMMER 2007, 90.
- ²⁷ HAUPT 2006. – HUNOLD 1997, 24.
- ²⁸ HAFFNER 2007, 22–24.
- ²⁹ LOBÜSCHER 2002, 13.
- ³⁰ z. B. für den Martberg: NICKEL/THOMA/WIGG-WOLF 2008, 641f.
- ³¹ BERNHARD, in: BERNHARD u. a. 2007, 107f.
- ³² KRECKEL, in: BERNHARD u. a. 2007, 43–54.
- ³³ HIMMELMANN, in: BERNHARD u. a. 2007, 55–62.
- ³⁴ PETIT 2000.
- ³⁵ BERNHARD, in: BERNHARD u. a. 2007, 153f.
- ³⁶ PETIT 2005, 84–87. – Zu weiteren Bauten von möglicherweise öffentlichem Charakter: ebd. 95.
- ³⁷ RORISON 2001, 42. – Das Untersuchungsgebiet von Rorison umfasste jedoch nicht den gesamten gallischen Raum (ohne Nordostfrankreich, Belgien etc.).
- ³⁸ vgl. KRECKEL, in: BERNHARD u. a. 2007, 45.

Literaturverzeichnis

- BERNHARD, H./BRAUN, A./HIMMELMANN, U./KRECKEL, Th./STICKL, H., Der römische Vicus von Eisenberg. Ein Zentrum der Eisenverarbeitung in der Nordpfalz. Arch. Denkmäler Pfalz 1 (Speyer 2007).
- CORDIE, R./KÖNIG, J./TEEGEN, W.-R., Die Grabungen der Jahre 2000–2005 im Vicus Belginum. In: R. CORDIE (Hrsg.), *Belginum. 50 Jahre Ausgrabungen und Forschungen. Schr. Archäologiepark Belginum 5 = Schr. RLM Trier 33* (Mainz 2007) 179–195.
- DELESTRE, X., Audun-le-Tiche. In: J.-L. MASSY (Hrsg.), *Les agglomérations secondaires de la Lorraine romaine. Ann. Litt. Univ. Franche-Comté 647* (Paris 1997) 331–334.
- EIDEN, H., Zur Topographie von Cardena-Karden in frühgeschichtlicher Zeit. In: *Festschr. A. Thomas. Archäologische, kirchen- und kunstgeschichtliche Beiträge* (Trier 1967) 109–123.

- FAUST, S., Der römische Vicus von Tawern. Funde u. Ausgr. Bez. Trier 28, 1996, 23–30.
- FREIS, H., Die römerzeitliche Siedlung am Halberg. In: R. WITTENBROCK (Hrsg.), Geschichte der Stadt Saarbrücken 1. Von den Anfängen zum industriellen Aufbruch (1860) (Saarbrücken 1999) 89–110.
- HAFFNER, A., 50 Jahre Grabungen und Forschungen in Belgium. In: R. CORDIE (Hrsg.), Belgium. 50 Jahre Ausgrabungen und Forschungen. Schr. Archäologiepark Belgium 5 = Schr. RLM Trier 33 (Mainz 2007) 11–27.
- HAUPT, P., Der *vicus* Altiaium als antiker Kurort. In: P. HAUPT/P. JUNG (Hrsg.), Alzey und Umgebung in römischer Zeit. Alzey – Geschichte der Stadt 3. Sonderh. Alzeyer Geschbl. 20 (Alzey 2006) 7–13.
- HAUPT, P./JUNG, P., Rhein Hessische *vici*. In: DIES. (Hrsg.), Alzey und Umgebung in römischer Zeit. Alzey Gesch. Stadt 3. Sonderh. Alzeyer Geschbl. 20 (Alzey 2006) 45–57.
- HUNOLD, A., Der römische *vicus* von Alzey. Arch. Schr. Inst. Vor- u. Frühgesch. Mainz 5 (Mainz 1997).
- KAISER, H./SOMMER, C. S., LOPODVNVM I. Die römischen Befunde der Ausgrabungen an der Kellerei in Ladenburg 1981–85 und 1990. Forsch. u. Ber. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württemberg 50 (Stuttgart 1994).
- KOLLING, A., Schwarzenacker. Eine römische Kleinstadt zwischen Metz und Mainz. In: H. HINZ (Hrsg.), Germania Romana III (= Gymnasium Beih. 7) (Heidelberg 1970) 70–97.
- KOLLING, A., Die Römerstadt in Homburg-Schwarzenacker (Homburg/Saar 1993).
- LOBÜSCHER, Th., Tempel- und Theaterbau in den Tres Galliae und den germanischen Provinzen. Kölner Stud. Arch. röm. Prov. 6 (Rahden/Westf. 2002).
- NICKEL, C./THOMA, M./WIGG-WOLF, D., Martberg. Heiligtum und Oppidum der Treverer I. Der Kultbezirk. Ber. Arch. Mittelrhein u. Mosel 14 (2008).
- OELMANN, F., Gallo-römische Strassensiedelungen und Kleinhausbauten. Bonner Jahrb. 128, 1923, 77–97.
- PETIT, J.-P., Le complexe des thermes de Bliesbruck (Moselle). Un quartier public au coeur d'une agglomération secondaire de la Gaule Belgique. Blesa 3 (Paris 2000).
- PETIT, J.-P., Bliesbruck-Reinheim. Celtes et Gallo-Romains en Moselle et en Sarre. Collection: Hauts lieux de l'histoire (Paris 2005).
- RORISON, M., Vici in Roman Gaul. BAR Internat. Ser. 933 (Oxford 2001).
- SCHULZ, R., Wirtschaftsbedingte Strukturen und Strukturwandel im Töpfervicus Rheinzabern. In: N. HANEL/C. SCHUCANY (Hrsg.), Colonia – municipium – vicus. Struktur und Entwicklung städtischer Siedlungen in Noricum, Rätien und Obergermanien. BAR Internat. Ser. 783 (Oxford 1999) 65–82.
- SCHULZ, R., Das Forschungsprojekt Rheinzabern. Arch. Pfalz 2001, 331–335.
- SCHULZ, R./SCHELLENBERGER, W., Museumskatalog Terra-Sigillata in Rheinzabern (Rheinzabern 1996).
- SOMMER, C. S., Platz, Straße, Portikus, Forum – Öffentlicher Raum, Fläche des Austauschs und der Kommunikation. In: J.-P. PETIT/S. SANTORO (Hrsg.), Leben im römischen Europa. Von Pompeji nach Bliesbruck-Reinheim. Ausstellungsbegleitbuch Bliesbruck-Reinheim 2007 (Paris 2007) 87–93.
- WAGNER, R., Archäologischer Rundgang um Dalheim (Luxemburg 1991).
- WALTER, U., s. v. Infrastruktur. DNP 5 (Stuttgart/Weimar 1998) 993–997.

Abbildungsnachweis

- Abb. 1. © Schweizer Weltatlas interaktiv 2010; Kartierungen durch Verf.
Abb. 2. CORDIE/KÖNIG/TEEGEN 2007, 178 Abb. 1; Markierungen durch Verf.
Abb. 3. SCHULZ 2001, 334 Abb. 285.
Abb. 4. HUNOLD 1997 Plan 2; Markierungen durch Verf.
Abb. 5. BERNHARD u. a. 2007, 23 Abb. 18.
Abb. 6. KOLLING 1993 Abb. 25.
Abb. 7. BERNHARD u. a. 2007, 47 Abb. 43.
Abb. 8. PETIT 2005, 30.

Leben an der Grenze

Zum Forschungsstand der Kastellvici am Obergermanisch-Raetischen Limes¹

Simon Sulk

Als sich im Jahre 1892 die Reichs-Limeskommission, bereits seit den 1870er Jahren vom berühmten Berliner Althistoriker Theodor Mommsen immer wieder gefordert, konstituierte, war die Erforschung des Obergermanisch-Raetischen Limes und die Publikation der Ergebnisse primäres Ziel des ersten Vorsitzenden Mommsen und seines Nachfolgers, dem Freiburger Geschichtswissenschaftler Ernst Fabricius. Die Ergebnisse der Limesforschungen wurden von 1894 bis 1937 in 56 Lieferungen des Werkes „Der obergermanisch-raetische Limes des Römerreiches“ (kurz ORL) publiziert. Bei den Untersuchungen der Kastellplätze lag das Hauptaugenmerk auf der Klärung des Kastellgrundrisses mit den Toranlagen, den Türmen und dem Verwaltungsgebäude. Ein weiterer Aspekt war die Lage des Badegebäudes, welches damals bereits als regelhaft an jedem Kastellort vermutet wurde. Den Begräbnisplätzen der Kastelle und den zugehörigen Dörfern, als „Bürgerliche Niederlassung“ bezeichnet, kam nur eine untergeordnete Rolle zu². Sie wurden nur untersucht, wenn sie zufällig entdeckt wurden oder wenn noch Ressourcen zur Verfügung standen. Ganz im Sinne der Zeit stand der militärische Aspekt der Kastellanlagen und der Streckenführung des Limes im Mittelpunkt. Dies verwundert nicht, bedenkt man, dass viele der Streckenkommissare, welche die insgesamt 15 Abschnitte zugeteilt bekamen, von Hause aus Militärs waren. Der zivile Teil der Kastellorte, ihre *vici* und die Gräberfelder, nimmt im ORL oftmals nur einen kurzen Abschnitt in den Beschreibungen ein. Erst in den Achtziger Jahren des 20. Jhs. rückten die Kastellorte vermehrt in den Focus der Archäologie. Hatten in den Sechziger und Siebziger Jahren großflächige Bauprojekte archäologische Befunde teilweise unbeobachtet zerstört, so gelang es der Denkmalpflege in der Folge immer öfter, im Vorfeld von Bauarbeiten oder baubegleitend Untersuchungen im Zivilbereich der Kastellorte durchzuführen. Die mittlerweile häufig angewandte Luftbildarchäologie ließ immer wieder neue Erkenntnisgewinne zu und zeigte neue Strukturen innerhalb der *vici*, die vorher unbekannt waren. Eine wichtige Untersuchung zu den Kastellorten im Speziellen bedeutete 1988 die Dissertation von C. S. Sommer „Kastellvici und Kastell“. Sommer untersuchte die Strukturen und die Funktion der Kastellvici am Obergermanisch-Raetischen Limes. Mit einigen Ergänzungen stellt diese Arbeit noch immer die aktuelle Basis der *Vicus*-forschung dar. Diese Nachträge sind vor allem notwendig, seit zu Beginn der 1990er Jahre eine neue Methodik entwickelt wurde, archäologische Stätten in verhältnismäßig kurzer Zeit, mit vermindertem finanziellen Einsatz und vor allem zerstörungsfrei zu untersuchen. Geophysikalische Prospektionsmethoden wie Georadar, Geomagnetik oder Geoelektrik verbreiteten sich immer mehr³. Mit großem Erfolg werden die verschiedenen Methoden angewandt, zuletzt in Arnsburg (Hessen) und an mehreren Orten in Bayern. Mit der kostengünstigen Prospektion lassen sich gute Erkenntnisse zur Struktur der *vici* gewinnen, deshalb wird in Zukunft vermehrt darauf zurückgegriffen werden. Archäo-

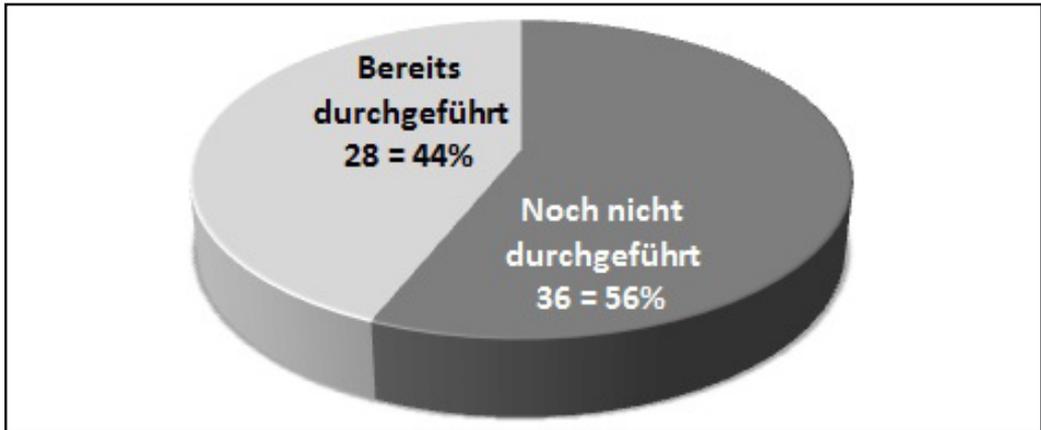


Abb. 1. Übersicht über die Verteilung der geophysikalischen Untersuchungen am Obergermanisch-Raetischen Limes.

logische Ausgrabungen werden so nur noch bei akuter Bedrohung durch Bauvorhaben nötig, falls diese überhaupt Genehmigung finden. Dies entspricht auch den Vorgaben der UNESCO, schließlich befindet sich der Obergermanisch-Raetische Limes seit dem Jahr 2005 auf der Liste der UNESCO Welterbestätten⁴. Der Anteil von geophysikalisch untersuchten Kastellplätzen am Obergermanisch-Raetischen Limes beträgt etwa 44%. In Zahlen ausgedrückt bedeutet dies, dass von 64 Kastellorten⁵ bisher 28 mit geophysikalischen Methoden untersucht wurden, 36 Orte also noch ausstehen (Abb. 1). Hierbei handelt es sich zu einem großen Teil um Untersuchungen im Siedlungsbereich der Limeskastelle. Dass Geophysik als Untersuchungsmethode immer beliebter wird, zeigt auch Abbildung 2.

Seit 2000 wurden insgesamt 43 Kastellplätze am Obergermanisch-Raetischen Limes mit archäologischen Methoden untersucht. An 29 dieser Orte fanden archäologische Ausgrabungen statt, meist handelte es sich hierbei um kleinere Sondagen oder baubegleitende Maßnahmen. Dem gegenüber stehen 26 Einsätze der Geophysik, wobei in manchen Fällen beide Methoden miteinander kombiniert wurden.

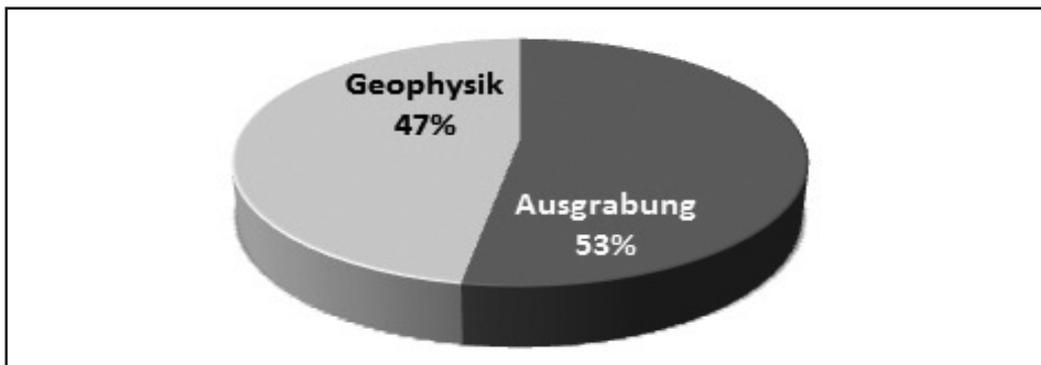


Abb. 2. Verteilung von Ausgrabung zu geophysikalischen Untersuchungen seit dem Jahr 2000.

Die Aufteilung der Kastelle nach Bundesländern und die gleichzeitige Unterscheidung nach durchgeführter und noch ausstehender geophysikalischer Untersuchung (Abb. 3) zeigt, dass Hessen und Bayern an über der Hälfte ihrer Kastellorte geophysikalische Prospektionen durchführten, Baden-Württemberg immerhin noch an etwa jedem dritten Ort. In Rheinland-Pfalz dagegen ist keiner der acht Kastellplätze bisher untersucht worden, was meist an der großflächigen modernen Überbauung der Kastelle und ihres Umfelds liegt. Hier beruhen die Kenntnisse über Kastell und Kastellort lediglich auf Ausgrabungsbefunden.

Wie groß der Erkenntnisgewinn durch Magnetogramme, Bodenradar- oder Widerstandsmessungen sein kann, soll an drei Beispielen aus Hessen und Bayern verdeutlicht werden.

Das etwa 2,9 ha große Kohortenkastell Arnsburg wurde um 90 n. Chr. als nördlichster Stützpunkt des Obergermanischen Limes in der Wetterau errichtet und bestand bis zum Ende des Limes um 260 n. Chr. Im Jahr 2005 wurden 7 ha des Kastellplatzes durch die Archäologische Gesellschaft Hessen e.V. aufgekauft, mit der Absicht, diese aus der landwirtschaftlichen Nutzung herauszunehmen und das Areal für zukünftige Archäologengenerationen unversehrt zu lassen⁶. Durch geophysikalische Untersuchungen sind jedoch – zerstörungsfrei – bisher über 20 ha des Kastell- und Vicusareals untersucht worden (Abb. 4). Zwei Ergebnisse dieser Messungen sollen hier hervorgehoben werden. Zum einen sei der seltene Befund einer Vicusbefestigung erwähnt. Im Magnetogramm lässt sich am südlichen Ende des *vicus* deutlich ein Graben erkennen, der vermutlich an der Südwestecke des Kastells ansetzt, etwa 250 m südlich verläuft, nach Osten abknickt und nach knapp 100 m wieder nach Norden in Richtung Kastell führt. Im südlichen Teil weist er eine Unterbrechung auf, durch die die Römerstraße nach Friedberg verläuft. Auffällig ist, dass das trapezoide Grabenwerk ältere Vicusbauung im Süden durchschneidet, ein Hinweis darauf, dass eine Errichtung der Anlage in der Spätzeit des Kas-

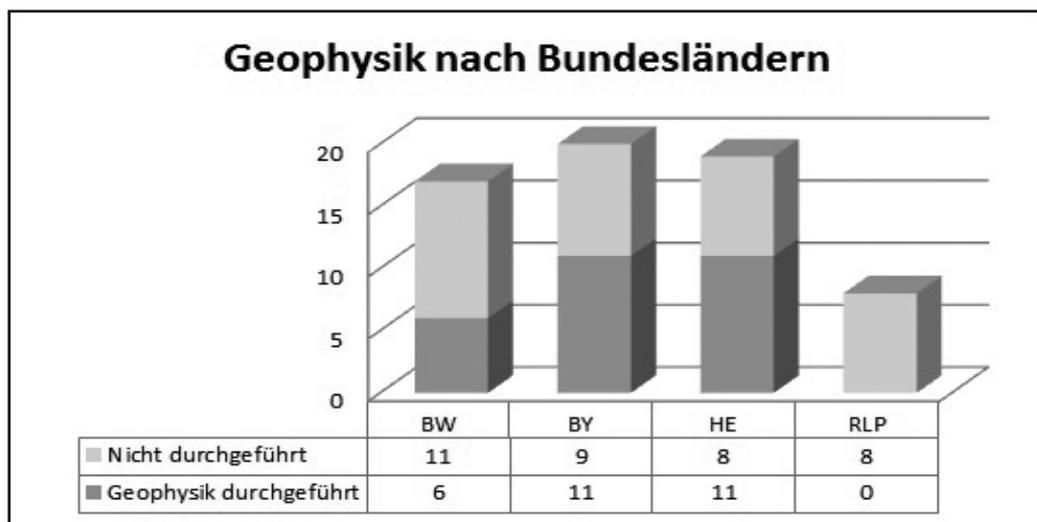


Abb. 3. Durchgeführte geophysikalische Untersuchungen nach Bundesländern.

tellplatzes angenommen werden kann. Vermutlich zu Beginn des 3. Jhs. manifestierte sich eine Bedrohung von außerhalb, sodass die Bewohner sich so zu schützen versuchten. Befestigungen von Kastellhöfen sind bisher nur aus Eining (Grabungsbefund) und Ober-Florstadt (Luftbildbefund) bekannt, sodass der sichere Nachweis für eine fortifikatorische Maßnahme einer Siedlung als Besonderheit am Obergermanisch-Raetischen Limes anzusehen ist.



Abb. 4: Ergebnis der geophysikalischen Untersuchungen in Arnburg durch die Firma Posselt und Zickgraf Prospektionen GbR. Graustufen von Geoelektrik (weiß/schwarz: +/- 3, [hochpassgefilterte Daten, ohne Einheiten]) und Geomagnetik (weiß/schwarz: +/- 13 [hochpassgefilterte Daten, ohne Einheiten]).

Eine ebenso spektakuläre Besonderheit bot die Entdeckung einer Art Forumsanlage im östlichen Vicusbereich⁷. An einer nach Osten verlaufenden Straße orientiert sich die Bebauung in diesem Teil des *vicus*. Auf der nördlichen Seite dieser Straße zeichnet sich im Magnetogramm ein Großbau ab. Eine etwa 72 x 50 m große Platzanlage wird an ihrer nördlichen Seite durch eine Halle flankiert, diese wird als Basilika interpretiert. Vergleiche mit anderen Bauten (so zum Beispiel der *vicus* Eisenberg, siehe Beitrag R. Knechtel) lassen hier Ähnlichkeiten mit bekannten Forumsanlagen erkennen. Bei der Publikation der Messergebnisse 2010 wurde eine starke Anomalie im Zentrum der Platzanlage als Brunnen gedeutet⁸ (Abb. 5, Pfeil). Neue Luftbilder lassen jedoch eher an einen Keller in Steinbauweise denken. (Abb. 6). Dies würde aber wiederum bedeuten, dass die Platzanlage nicht während der kompletten Bestehenszeit des Kastellplatzes Bestand hatte. Entweder musste das unterkellerte Gebäude der Anlage weichen, oder aber die Forumsanlage verlor zu späterer Zeit ihre Bedeutung und wurde mit zivilen Gebäuden überbaut. Beide Möglichkeiten sind denkbar, eine relative Chronologie kann hier nur eine Ausgrabung liefern, mit einer Klärung wird hier also die nächsten Jahrzehnte nicht zu rechnen sein. Dennoch zeigt dieser Befund, dass ein Kastellvicus kein starres Gebilde darstellte, sondern dass Änderungen in der Bebauung, der Aufteilung und nicht zuletzt der Besitzverhältnisse, vom öffentlichen Raum einer Platzanlage zum Privathaus oder andersherum, durchaus vorkamen, es also ein regulierendes

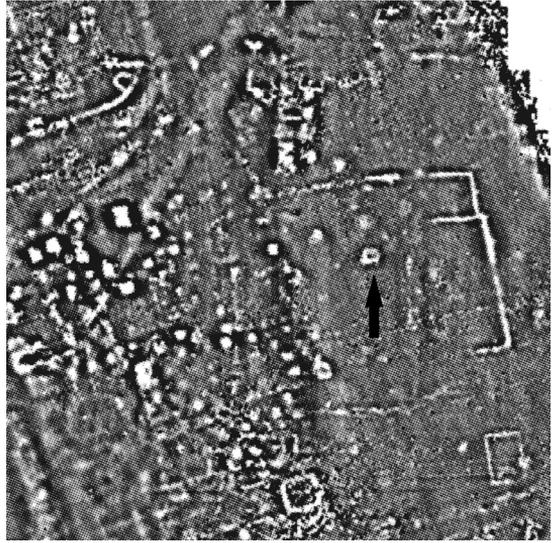


Abb. 5: Detailaufnahme der Platzanlage. Markiert: Kellerbefund.

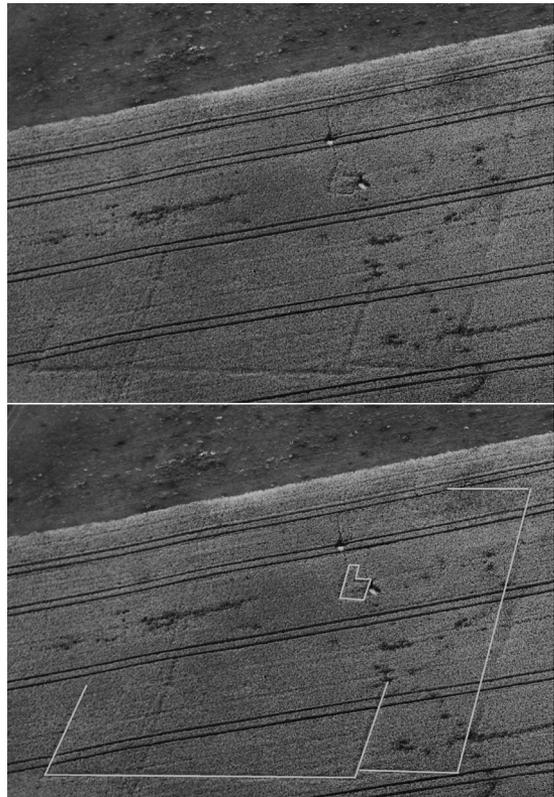


Abb. 6: Luftbild der Platzanlage. Umzeichnung des Luftbildbefundes.

Verwaltungsorgan gegeben haben muss. Der Frage nach dem Territorium eines *vicus* sowie der Form seiner Verwaltung und die Rolle des Militärs bei Raumplanungsangelegenheiten geben diese Ergebnisse neue Impulse.

Auch am raetischen Limesabschnitt fanden im Jahr 2010 umfangreiche geophysikalische Untersuchungen statt. Eine Kooperation der Universität Kiel mit dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege führte unter anderem in Theilenhofen zu einer Prospektion von 17 ha Fläche mit herausragenden Ergebnissen⁹. Südöstlich des Kohortenkastells im Bereich des dort befindlichen *vicus* zeigte das Magnetogramm einen überraschenden Befund: Erstmals am Limes konnte ein szenisches Theater nachgewiesen werden, als Gebäudekomplex verbunden mit einer großen Forumsanlage sogar als Element einer eigentlich städtischen Monumentalarchitektur (Abb. 7).

Das Theater mit dem etwa 75 m Durchmesser großen Zuschauerraum und dem noch in Resten erhaltenen Bühnengebäude ist dem gallorömischen Theatertypus zuzurechnen. Damit ist es einzigartig am Obergermanisch-Raetischen Limes und nur eines von wenigen Beispielen in den germanischen Provinzen. Dieser Typus ist vor allem in den gallischen Provinzen verbreitet. Als Gebäudekomplex war es mit einer südlich anschließenden Baustruktur verbunden, die zu Recht als Forumsanlage interpretiert wird. An die Südecke des Theaters war eine 56 m lange Mauer angefügt, die die Rückwand einer Basilika darstellt. In östlicher Richtung von der Basilika ausgehend lassen sich zwei im Abstand von etwa 30 m verlaufende Portiken erkennen. Der östliche Abschluss der Anlage ist leider noch nicht bekannt, anhand der bisherigen Befunde kann von einer Forumsanlage mit Basilika von etwa 56 x mindestens 100 m Größe ausgegangen werden. Die Basilika, die zu Markt-, Gerichts- und Versammlungszwecken genutzt worden sein dürfte, hätte dementsprechend eine Größe von 56 x 21 m gehabt, durchaus monumentale Ausmaße, womit sie die Anlage von Arnsburg knapp übertrifft. Zudem erscheint die Theilenhofener Forumsanlage in ihrer Ansprache noch sicherer, als der etwas undeutlichere Befund aus Hessen. Was beide verbindet ist die Tatsache, dass bereits im Magnetogramm verschiedene Nutzungsphasen der Areale festgestellt werden können. In Arnsburg war es der Steinkeller, der einen Wechsel in der Bebauung markierte, in Theilenhofen ist es ein Steingebäude, das die Baustrukturen der *cavea* (Zuschauerränge) des Theaters überlagert. Hier lässt sich relativchronologisch festhalten, dass zumindest das Theater während der Besiedlungszeit des Kastelldorfes abgerissen und durch Gebäude unbekannter Funktion ersetzt wurde. Für einen planmäßigen Abriss des Theaters spricht auch der im Messbild erkennbare Trümmerschleier westlich des Theaters. Ob das Forum, sicherlich als bauliche Einheit mit dem Theater geplant und ausgeführt, weiterbestand, lässt sich leider nicht sagen.

Aus der gleichen Kooperation zwischen der Universität Kiel und dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege stammen Ergebnisse aus Pfünz, ebenfalls am raetischen Limes in Bayern gelegen¹⁰. Nachdem verdächtige Strukturen auf Luftbildern im Sommer 2010 die Archäologen bereits aufhorchen ließen, wurde der betreffende Vicusabschnitt im Herbst 2010 geophysikalisch untersucht. Im Magnetogramm zeigte sich dann mit Gewissheit, was bereits vermutet wurde (Abb. 8). Etwa 100 m östlich des auf einem Geländesporn liegenden Kastells liegt eine *mansio*, eine Art Rasthaus, das von Reisenden im Staatsdienst genutzt wurde. Hier konnte das Reittier gewechselt und übernachtet

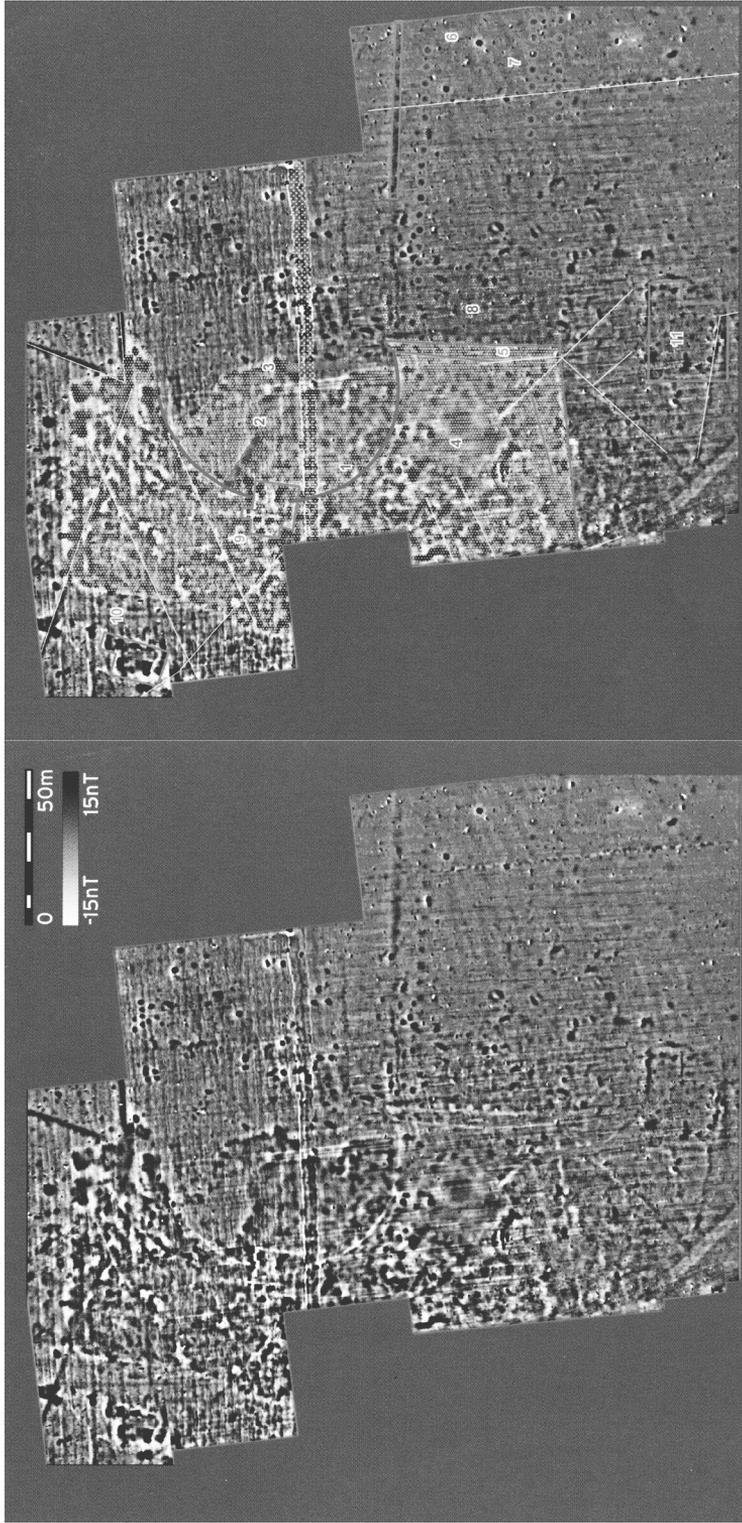


Abb. 7: Ergebnis der geophysikalischen Untersuchungen im östlichen Vicusbereich von Theilenhofen. 1-3 Theater, 4 Planierung (?), 5-8 Forum mit Basilika, 9-11 röm. Gebäude.

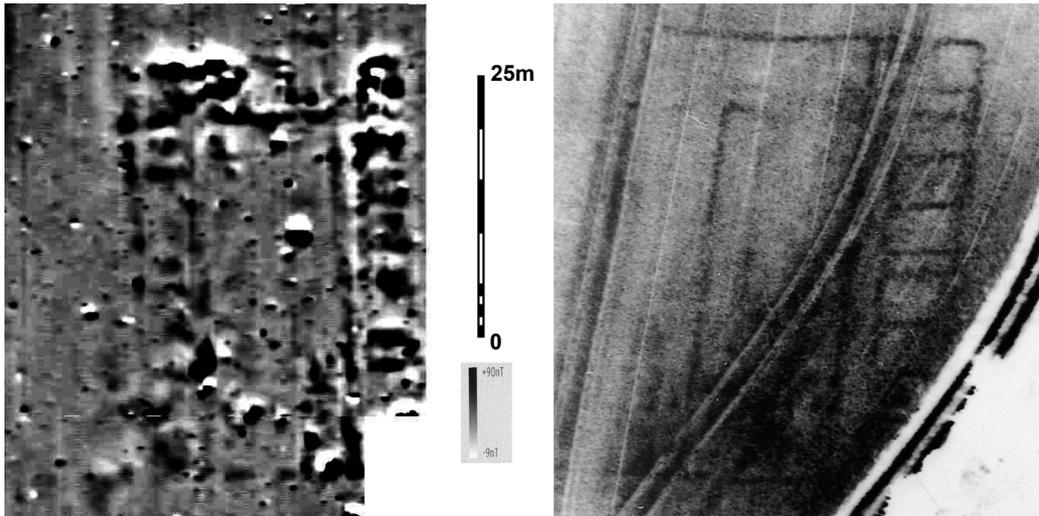


Abb. 8: Geophysikalisches Messergebnis der mansio von Pfünz. Luftbildbefund der *mansio*. Maßstab gilt nur für das Magnetogramm.

werden. Der Nachweis von *mansiones* ist am Obergermanisch-Raetischen Limes bereits mehrfach gelungen. Neben dem bekannten Beispiel von der Saalburg¹¹ sollen hier nur die als Rasthäuser interpretierten Gebäude von Jagsthausen¹² und Echzell¹³ genannt sein. Die erwähnten Gebäude standen in der Nähe der Badeanlagen, um deren Anbindung an die Wasserversorgung zu nutzen, wie dies auch in Pfünz der Fall war. Die seit dem Ende des 19. Jhs. bekannten Thermen von Pfünz befinden sich nur etwa 40 m nördlich des neu entdeckten Rasthauses.

Einmal mehr zeigt sich, dass mit modernen Methoden wie der Luftbildarchäologie und den geophysikalischen Prospektionsmethoden, im Idealfall kombiniert, eindrucksvolle Ergebnisse erzielt werden können und mit ihnen das Wissen über die Kastelle und ihre *vici* wächst. In der Zukunft soll das Augenmerk der Archäologen verstärkt auf den zivilen Aspekt des Limes gelegt werden, um einen wichtigen Teil von Deutschlands größtem Bodendenkmal besser verstehen zu können.

Anmerkungen

¹ Dieser kurze Aufsatz behandelt einen Aspekt meiner im August 2010 eingereichten Masterarbeit im Fach Archäologie und Geschichte der römischen Provinzen an der Goethe Universität Frankfurt.

² Siehe R. BRAUN, Die Geschichte der Reichs-Limeskommission und ihrer Forschungen. In: Römisch Germanische Kommission, Verband der Landesarchäologen in der BRD (Hrsg.), Der römische Limes in Deutschland. Sonderheft AiD 1992 (Stuttgart 1992) 31.

³ Siehe dazu u. a. die Ausgaben 2/2009 u. 1/2010 von „Der Limes – Nachrichtenblatt der Deutschen Limeskommission“.

⁴ Die Umsetzung der UNESCO-Vorgaben erfolgt in einem „Management-Plan“. Deutsche Limeskommission (Hrsg.), Management-Plan 2010–2015. Beiträge zum Welterbe Limes. Sonderband 1 (München 2010).

⁵ Berücksichtigt sind die 61 Kastellorte am ORL sowie drei Kleinkastelle, an denen zivile Besiedlung nachgewiesen werden konnte. Bei etwa siebzig Kleinkastellen am ORL bedeutet das einen geringen Anteil, der aber möglicherweise auf die schlechte Forschungslage bei den Kleinkastellen zurückzuführen ist. Das hierbei die Entfernung zu dem nächsten Kastell keine Rolle spielt, zeigt das Beispiel des Kleinkastells Haselheck in Hessen, das nur etwa 1000 m vom über 5 ha großen Kohortenkastell Echzell entfernt liegt.

⁶ Siehe H.-M. von KAENEL/B. ZICKGRAF/T. RIESE/Th. BECKER, Nachhaltig gesichert – und reich belohnt! HESSENarchäologie 2008, 86–89.

⁷ Kaenel/WENZEL/ZICKGRAF 2010.

⁸ EBD., 17.

⁹ MISCHKA/OBMANN/HENRICH 2010.

¹⁰ MISCHKA 2011.

¹¹ MONETA 2010.

¹² A. THIEL, Das römische Jagsthausen. Kastell, Vicus und Siedelstellen des Umlandes. Materialh. Arch. 72 (Stuttgart 2005) 49–50 sowie 193–198.

¹³ B. STEIDL, Kastell Echzell-Kleinkastell Haseleck-Limeslinie. Fallstudie zur Gesamtausdehnung eines Kastellplatzes am Limes. In: E. SCHALLMAYER (Hrsg.), Limes Imperii Romani. Beiträge zum Fachkolloquium “Weltkulturerbe Limes” November 2001 in Lich-Arnsburg. Saalburgschriften 6 (Bad Homburg v.d.H. 2004) 121.

Literatur

KAENEL, H.-M. v./WENZEL, C./ZICKGRAF, B., Geophysikalische Prospektionen in Kastell und Lagerdorf Arnsburg. Der Limes 2010, H. 1, 14–19.

MISCHKA, C. /OBMANN, J. /HENRICH, P., Forum, Basilika und ein szenisches Theater am raetischen Limes? Der Limes 2010, 1, 10–13.

MISCHKA, C., Die neuentdeckte Mansio in der Aussensiedlung des Kastells Pfünz. Der Limes 2011, 1, 8–13.

MONETA, C., Der Vicus des römischen Kastells Saalburg (Mainz 2010).

SOMMER, C. S., Kastellvicus und Kastell. Untersuchungen zum Zugmantel im Taunus und zu den Kastellvici in Obergermanien und Raetien. Fundber. Baden-Württemberg 13, 1988, 457–708.

Abbildungsnachweis

Abb. 1. S. Sulk.

Abb. 2. S. Sulk.

Abb. 3. S. Sulk.

Abb. 4. KAENEL, H.-M. v./ZICKGRAF, B./RIESE, Th./BECKER, Th., Nachhaltig gesichert – und reich belohnt! Hessen Archäologie 2008, 88 Abb. 3.

Abb. 5. EBD., 88 Abb. 3.

Abb. 6. S. Sulk.

Abb. 7. MISCHKA/OBMANN/HENRICH 2010, 11.

Abb. 8. MISCHKA 2011, 12.

Vom Fund bis zur Vermittlung

Eine römische Merkurstatuette aus dem Museum bei der Kaiserpfalz Ingelheim

Inge Domes, Gabriele Mendelssohn und Cornelia Riedel

Bericht der Museumsleiterin G. Mendelssohn

In der Abteilung „Römerzeit“ des Ingelheimer Museums bei der Kaiserpfalz ist die Bronzestatue eines Merkur ausgestellt – eine kleine Götterfigur, wie sie in vielen Römer-Abteilungen von Museen zu finden ist. Im Ingelheimer Museum ist es die einzige dieser Art. Ihren langen Weg aus dem Boden über die Restaurierungswerkstatt bis zur Funktion

als Exponat und schließlich Objekt der Vermittlung möchten wir in diesem Beitrag nachzeichnen.

Im Jahr 1996 hatte das Museum bei der Kaiserpfalz im Rahmen der Sonderausstellung „Vicus – Villae – Vinum. Der Ingelheimer Raum in der Römerzeit“ eine Bestandsaufnahme der römischen Funde und Befunde aus Ingelheim von Peter Haupt durchführen lassen. In der zur Ausstellung von ihm erarbeiteten wissenschaftlichen Publikation führt er die Merkurstatuette nicht nur auf, sondern misst ihr auch einen hohen Stellenwert bei: „Dieses für die Ingelheimer Frühgeschichte bedeutende archäologische Kulturdenkmal steht für die Ausstellung nicht zur Verfügung [...].“

Entstanden im 2. oder 3. Jh. n. Chr. war die Statuette 1978 in Ober-Ingelheim wieder zum Vorschein gekommen. Wie wir einem Bericht der Allgemeinen Zeitung vom 28. Juni 1978 entnehmen können, habe eine Hausfrau sie bei der Arbeit in ihrem Garten, südlich der Altengasse, entdeckt. Beim Pflanzensetzen sei sie mit der Spitzhacke auf etwas Hartes gestoßen, was sich dann bei näherer Betrachtung als römische Göt-



Abb. 1. Merkurstatuette, Frontalansicht.

terfigur entpuppte. Rektor Hans Busch, damals Schriftführer des Historischen Vereins Ingelheim e. V. und Kenner der heimatlichen Geschichte, sei zufällig einige Tage später bei der Familie der Frau vorbeigekommen und habe die Kleinplastik gleich mitgenommen, um sie zur Untersuchung ins Römisch-Germanische Zentralmuseum Mainz zu bringen. Eine Empfangsbestätigung des RGZM wurde von Dr. Heinz Menzel am 11. Juli 1978 unterzeichnet. Nachdem die Bronzefigur restauriert, abgeformt und fotografiert worden war, kehrte sie nach Ingelheim zurück.

Dreißig Jahre später, im Dezember 2008, schenkte eine Nachkommin der Finderin die Statuette dem Historischen Verein. Als Mitträger des Ingelheimer Museums stellt der Verein diesem seine Sammlung seit vielen Jahren als Dauerleihgabe zur Verfügung. So kam der Merkur im Jahr 2009 ins Ingelheimer Museum.

Nach der Inventarisierung wurde er einer Restauratorin übergeben, die nicht nur für seine sachgerechte Konservierung zu sorgen hatte, sondern auch dafür, dass er einen Sockel erhielt. Denn der Merkur sollte als Exponat in die Museumsausstellung aufgenommen werden.



Abb. 2. Merkurstatuette, Schrägansicht.

Bericht der Restauratorin C. Riedel

Allgemeines: Die Kleinplastik aus Buntmetall ist mit der Nr. 11/2009 im Museum bei der Kaiserpfalz, Ingelheim inventarisiert. Das Objekt sollte zur Präsentation in der Ausstellung restauratorisch bearbeitet und zerstörungsfrei gesockelt werden.

Zustand vor der Bearbeitung: Das vollplastische Objekt lag, bis auf den ehemals wohl in die Hand des Merkurs eingesetzten Botenstab, komplett vor. Ein Sockel fehlte. Die Originaloberfläche zeigte das typische Korrosionsbild eines Bodenfundes: Bereiche mit metallisch-glatte Oberfläche wechselten mit pockig korrodierten Stellen ab. Teilweise hatten Metallsalze Lochfraß verursacht (Knie, Oberkörper, Kopf). Ausgearbeitete Details waren dort nicht mehr gänzlich erhalten. Punktuelle Kupferchloridausblühungen waren erkennbar. Eine vorgenommene Abformung hatte Reste von Einbettmasse, Trennmittel und Abformmaterial auf der Oberfläche hinterlassen.

Restauratorische Maßnahmen: Im hintereinander geschalteten Aceton- und Benzinbad wurden mit Pinsel und Plexiglasstichel Abformreste vom Objekt entfernt. Korrosionsprodukte auf der noch vorhandenen Originaloberfläche wurden unter dem Binocular bei 6,4-facher Vergrößerung mit Skalpell und Stacheln freigelegt. Zur Inaktivierung der Metallsalze wurde die Statuette mit BTA (5% Benzotriazolbad) konserviert. Die Oberfläche erhielt einen Acrylharzschutzlacküberzug (Äthyl-Methacrylat Paraloid B72).

Die Inventarnummer wurde an der linken Wade mit Tusche angebracht und mit Lack gesichert. Die aufgetragenen Lacke sind mit Aceton reversibel. Zustands- und Endfotos liegen in digitaler Form auf CD vor.

Neben der optischen Begutachtung wurden folgende Beobachtungen erfasst: Gewicht vor Bearbeitung: 254 g; Gewicht nach Bearbeitung: 251g; Objekthöhe: 11,8 cm.

Der vollplastische Buntmetallguss zeigt den geflügelten Merkur mit den Attributen Geldbörse und (wahrscheinlich) Botenstab, der nur noch durch die dafür vorgesehene Bohrung in der linken Hand indirekt nachweisbar ist. Das Körpergewicht der Figur ist auf das rechte Standbein verlagert, das linke Bein ist leicht nach hinten abgewinkelt. Die rechte Hand mit der Börse ist ebenfalls durchbohrt, um eine optische Trennung von Handfläche und Daumen zu erzielen. Die ganze Figur kippt leicht nach rechts.

Unter dem rechten Fuß ist ein Gusszapfenrest erhalten, der eventuell für eine antike Sockelung genutzt wurde. Die abgewinkelte Zehenfläche des linken Fußes ist plan gearbeitet. Lotreste konnten nicht festgestellt werden.

Folgende Details wurden nach dem Guss angebracht: Bohrungen an der linken und rechten Hand; spanabhebend: Trennung von Hand- und Fußflächen in angedeutete Einzelglieder, Strukturierung der Haare; mit Punzen: Pupillen und Schamhaare.

Zur zerstörungsfreien Sockelung wurde die Bohrung der rechten Hand genutzt. Die Figur steht jetzt auf einem kleinen Plexiglassockel. Die rechte Hand wird durch eine mit dem Sockel verbundene schmale Plexiglassäule unterfangen, deren Ende zu einem Stift ausgearbeitet ist und in die vorhandene Bohrung passt. Das Objekt ist so jederzeit vom Sockel zu entfernen.

Vorteile einer Verwendung von Plexiglas: Das Material ist gut zu bearbeiten, wirkt dezent und lässt das Objekt wirken. In Verbindung mit der Vitrinenbeschriftung kann der Betrachter die vorgenommene Sockelung als Hilfskonstruktion erkennen.

Bericht der Museumspädagogin I. Domes

Am 15. November 2009 war es soweit. Die Statuette wurde unter dem Titel *Merkur mit den Flitzeschuhen* bei einer Kinderführung in der Reihe „Kinder führen Kinder“ zum ersten Mal einem jungen Publikum vorgestellt. Diese Führung ist keine normale Kinderführung; denn nicht Erwachsene, sondern (fast) Gleichaltrige erklären für junge Besucher ab fünf Jahren allerhand Spannendes und Wissenswertes rund um die Ausstellungsstücke des Museums. Unter fachlicher Anleitung gestalten Kinder in anschaulicher Weise und ohne „schwierige Worte“ eine lebendige Führung für andere Kinder.

„Etwas merkwürdig sieht dieser nur zwölf Zentimeter große Merkur, der vor vielen Jahren in Ober-Ingelheim in der Erde gefunden wurde, schon aus: ganz nackt mit Rennstie-

feln und Flügeln am Kopf – und was hält er eigentlich in seinen Händen? Wer war dieser Merkur und wie kam er nach Ingelheim?“ Diese Fragen beschäftigten die Kinderführer Marcel (11 Jahre) und Friederike (12 Jahre) in ihrem zwanzigminütigen Vortrag.

„Vor über 2000 Jahren kamen die Römer hierher. Sie haben eigene Kleidung, eigenes Geld und auch eigene Götter mitgebracht“, führte Marcel in das Thema ein. Mehr als 30 Kinder lauschten gespannt den weiteren Ausführungen.

Zunächst wurde die römische Götterfamilie mit ihren Erkennungszeichen, den Attributen, und in ihren Funktionen vorgestellt. Dass einige, allen voran Merkur, der lediglich enganliegende Stiefel trägt, nackt sind, sorgte beim Publikum für Gekicher. Doch Friederike hatte eine plausible Erklärung für diese seltsame Darstellungsweise: „Die Götter frieren nicht. Mit der Nacktheit wollten die Römer zeigen, dass ihre Götter vollkommene Wesen sind“.

Doch welche Spezialaufgaben erfüllte Merkur? „Er ist Schutzpatron der Reisenden und Handelsleute. Deshalb hält er einen Geldbeutel in der Hand“, erklärte Marcel. Er ist aber auch der Gott der Diebe. Geschickt hat er nämlich dem Gott Apoll eine Herde Rinder gestohlen und, um seine Spuren zu verwischen, den Tieren Zweige unter die Hufe gebunden. Warum Merkur Rennstiefel trägt und ihm Flügel aus dem Kopf wachsen, wurde jetzt auch den Kleinsten klar. Auch heute noch müssen Boten schnell und zuverlässig sein. Einen Heroldsstab mit Zauberkräften besaß der Ingelheimer Merkur wohl auch. Darauf deutet ein Loch zwischen Daumen und abgewinkelten Fingern in seiner linken Hand hin.

Dass die kleine Merkurstatuette ausgerechnet hier unter die Erde kam, liegt wohl an Ingelheims besonderer Lage zu Mainz. Das römische *Mogontiacum* war Provinzhauptstadt der römischen Provinz *Germania superior*. Unter Kaiser Augustus und seinem General Drusus wurde hier ab ca. 15 v. Chr. ein großes römisches Militärlager errichtet. Im Doppellager der *Legio XIII Gemina* und der *Legio XVI Gallica* auf dem Kästrich lebten ca. 12.000 Soldaten mit römischem Bürgerrecht. Diese Soldaten mussten aus dem umliegenden Land mit Lebensmitteln versorgt werden. Auf dem Gebiet des heutigen Ingelheim lagen 13 *villae rusticae* (Landgüter), zwei *viae stratae* (Straßen) und ein *vicus* (Siedlung von Händlern und Gewerbetreibenden). Es wurde Getreide (hauptsächlich Dinkel), Gemüse, Obst und später vielleicht auch etwas Wein angebaut sowie Viehzucht betrieben. Drei Militärstraßen führten von Mainz kommend durch das Ingelheimer Gebiet. Ein Fragment einer Straße ist heute noch im Museum bei der Kaiserpfalz zu sehen. So ist es nicht verwunderlich, dass Merkur, der Gott des Handels, in dieser Region besonders verehrt worden ist. Tempel für Merkur gab es in Nierstein, Bingen und in Mainz-Finthen. Götterfigürchen wie der kleine Merkur wurden in Larenaltären (Hausaltären) aufbewahrt und von der Familie verehrt.

„Die Figur sieht ziemlich abgegriffen aus“, stellte schließlich ein kleiner Besucher fest. Warum dies so ist, konnte Kinderführer Marcel schnell klären. 2000 Jahre im Erdreich haben der Bronze ziemlich zugesetzt. Die erlittenen Beschädigungen kann selbst eine Restauratorin nicht mehr gänzlich rückgängig machen.

„Dass die Bronzestatue jetzt im Museum ist, finde ich eine gute Sache. So konnten wir heute alle *Merkur mit den Flitzeschuhen* kennen lernen“, schloss Friederike die Führung.

Literatur

Allgemeine Zeitung, Ingelheim, 28.6.1978.

HAUPT, P., Vicus – Villae – Vinum. Der Ingelheimer Raum in der Vorgeschichte (Ingelheim 1996)
12ff.; 66, BEF 86.

Abbildungsnachweis

Abb. 1. Museum bei der Kaiserpfalz Ingelheim, Leihgabe des Historischen Vereins Ingelheim e. V.,
Foto Albrecht Haag.

Abb. 2. Museum bei der Kaiserpfalz Ingelheim, Leihgabe des Historischen Vereins Ingelheim e. V.,
Foto Albrecht Haag.

Den Römern auf der Spur

Luftbildbefunde zur Albiger *villa rustica* „Auf der Eis(s)“, Lkr. Alzey-Worms

Mathias Faul

In den letzten Jahren wurde eine große Anzahl an archäologischen Fundstellen in Rheinessen und Umgebung aus der Luft entdeckt¹. Im 2. und 3. Band der hier vorliegenden Zeitschrift wurde von mir ein ansprechendes Beispiel aus dem reichen Bestand an Luftbildern präsentiert: die römische *villa rustica* „Gürtling“ auf Mauchenheimer Gemarkung, Lkr. Alzey-Worms². Dem Befund möchte ich nun ein weiteres untertägliches Denkmal aus der vergangenen römischen Kultur zur Seite stellen. Nachstehend soll ein Luftbild zur Albiger *villa rustica* „Auf der Eis(s)“, Lkr. Alzey-Worms nach seinen Befunden analysiert und evaluiert werden, womit ein Beitrag zur römischen Siedlungsgeschichte erarbeitet wird³. Nicht nur in Rheinessen gehören die Gutshöfe zu den häufigsten Befunden aus römischer Zeit. Im Einzelfall zeigen sie Entfernungen zueinander von nur 100-200 m. Fast jede Gemeinde in der Region kann innerhalb ihrer Gemarkungsgrenzen eine oder mehrere römische Fundstellen vorweisen; die dichte Besiedlung wird beispielsweise deutlich in Haupt 2006⁴.

Bei der Abb. 1 handelt es sich um ein Foto, das man gezielt für archäologische Zwecke angefertigt hat. Es wurde aus relativ geringer Höhe schräg aus dem Flugzeug, einer Cessna 172, aufgenommen, wobei eine in der Hand gehaltene Kleinbildkamera zum Einsatz kam. Aufgrund der Verzerrung musste das Bildmaterial zur Einbindung in eine Kartierung entzerrt werden. Die durch den Menschen verursachten Störungen im Boden haben Einfluss auf das Pflanzenwachstum und können für Bewuchsanomalien ursäch-



Abb. 1. Schräge Luftbildaufnahme.

lich sein⁵. Vom Erdboden aus sind derartige Anomalien ungleich schwerer zu erkennen. Mit Hilfe der Luftbildarchäologie kann ein im Boden verborgener Befund darüber hinaus zerstörungsfrei dokumentiert werden. Diese Methode ersetzt jedoch keinesfalls eine Grabung; vielmehr ist sie als wichtige Ergänzung zu verstehen.

Die Fundstelle befindet sich im „Inneren Alzeyer Hügelland“ und zwar nordöstlich von Albig bei rund 160 m ü. NN. Das betreffende Terrain, das sich am Übergang vom Hangfuß zur Aue sehr schwach in Richtung Nordwesten neigt, wird heute ackerbaulich genutzt. Wir haben es hier mit einer Lage zu tun, die von den römischen Siedlern häufig als Standort ausgewählt wurde. Gleich in der Nähe fließt der Heimersheimer Bach von Südwesten nach Nordosten. Möglicherweise war eine besondere Eisbildung in bzw. an dem Gewässer oder im Bereich der nahen und mittlerweile versiegten Quelle (s. u.) Benennungsmotiv für den nachrömischen Flurnamen „Auf der Eis(s)“.

Das in Abb. 2 mit A bezeichnete Gebäude ist im Luftbild deutlich anhand negativer Bewuchsmerkmale zu erkennen. Von hier sind es rund 150 m zum Vorfluter, während auf der Topographischen Karte 1:25.000 der Ausgabe von 1961 noch wenig schräg oberhalb ein natürlicher Grundwasseraustritt wiedergegeben wird; in der Neuzeit ist nicht nur in Rheinhessen eine nicht unerhebliche Anzahl von Quellen versiegt. Der rechteckige Gebäudegrundriss zeigt eine Größe von ca. 19 x 26 m. Es treten neben den Grundmauern des Kernbaues (1) weitere Baudetails in Erscheinung, nämlich zwei einer Längsseite vorgelagerten, identischen, je rund 60 m² große und langrechteckige

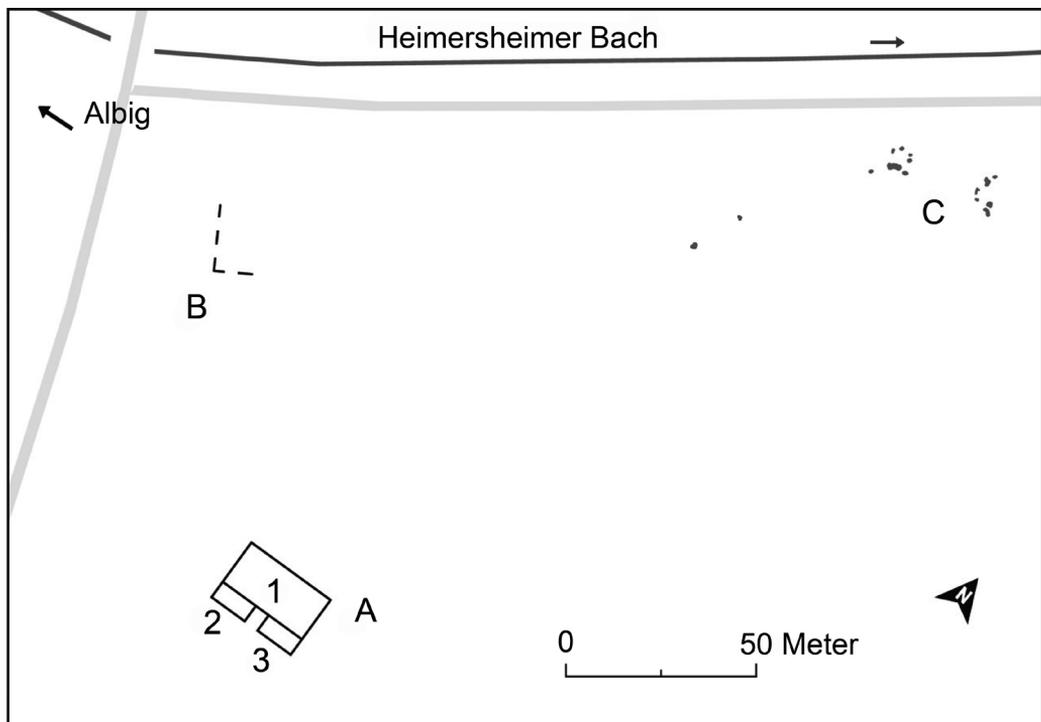


Abb. 2. Lageplan der Anlage, entzerrter Luftbildbefund.

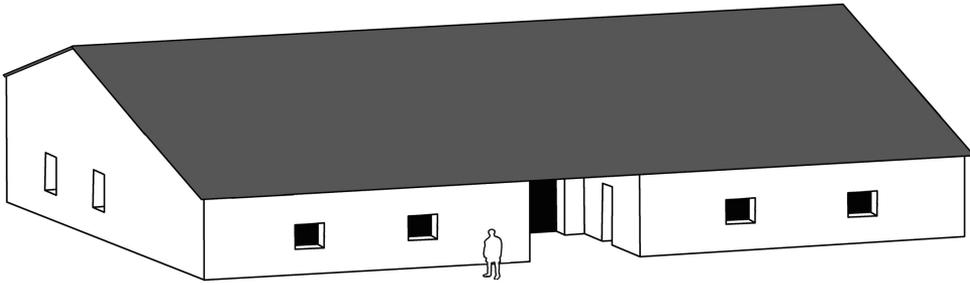


Abb. 3. Rekonstruktionsvorschlag für Gebäude A.

Räume (2-3). Der Eingangsbereich des Hauses wird wohl durch eine etwa 4 m breite Lücke dazwischen angezeigt. Die Frontseite ist demnach vermutlich nach Süden ausgerichtet. Bei der spezifischen Gebäudeform handelt es sich allem Anschein nach um das einzige steinfundamentierte Gebäude der Anlage. Das im Rahmen von Begehungen beobachtete Scherbenmaterial kann nur allgemein als „römisch“ datiert werden. Wie muss man sich die dritte Dimension des Gebäudes vorstellen? In Abb. 3 ist versuchsweise das mögliche isometrische Aussehen wiedergegeben, wobei als Maßstab ein vor der Front des Hauses stehender Mensch mit einer Körpergröße von etwa 1,70 m dient. Das Ergebnis, welches unseren beschränkten Wissensstand von einer längst vergangenen Zeit wiedergibt, darf nicht als historisches Faktum gewertet werden. Die Rekonstruktion ist die Dokumentation des Forschungsstandes.

Allgemein zeigen Luftbildaufnahmen meist nicht die Gesamtheit der im Boden verborgenen Befunde. Von Nebengebäuden, die zur Gänze in Holz- bzw. Fachwerkbau errichtet wurden, ist auszugehen. Beispielsweise könnten sie auf Schwellbalken errichtet worden sein, die sich regelhaft dem archäologischen Nachweis entziehen⁶. Weitere interessante Aufschlüsse dürften geophysikalische Messungen erbringen. Eine genauere Datierung des Albiger Gebäudes A ist im Zuge einer Sondage zu erwarten. Vielleicht lässt sich damit auch eine Unterteilung im rund 600 (!) m² großen Hauptraum nachweisen. Die meisten Hofanlagen waren in römischer Zeit umfriedet, wohl wissend, dass auch mit einer Einfriedung in Form von einer hölzernen Einfassung oder niedrigen Sträuchern zu rechnen ist.

Nur möglicherweise verbirgt sich hinter der im Luftbild schwach ausgeprägten L-förmigen Struktur B ein weiteres Gebäude, das inzwischen bereits weitgehend zerstört ist. Der betreffende Befund wird anhand des Luftbildmaterials nur sehr undeutlich vermittelt. Bemerkenswert ist seine abweichende Flucht. Die Struktur B blieb dem Beobachter in der Luft noch verborgen, sie offenbarte sich erst bei genauer Betrachtung am Computerbildschirm. Des Weiteren wird rund 200 m nördlich des Gebäudes A ein fleckenartiger und mit C bezeichneter Befund wiedergegeben, der durch negative Bewuchsmerkmale in Erscheinung tritt. Die Frage der Datierung dieser zweifelslos anthropogen verursachten Gruben kann derzeit nicht beantwortet werden. Ferner zieht wenig südlich des Gebäudes A ein älterer Weg nach Osten, der vermutlich in nachrömischer Zeit angelegt wurde (nicht in den Abb. 1-2 wiedergegeben).

Der Haustyp von Bau A kann in anderen *villae rusticae* auch als Nebengebäude auftreten, so etwa in Langenau, Alb-Donau-Kreis⁷, möglicherweise ebenso rund 1 km südwestlich von Offenheim, Lkr. Alzey-Worms, „Steinweg“ (unpubliziert). Im schweizerischen Avenches kommt er mitten im städtischen Lebensraum vor⁸. In Frankreich und der Schweiz ist der Typ öfters belegt und wird regelhaft mit der Funktion einer Scheune bzw. eines Speichers in Verbindung gebracht⁹. Im Einzelfall ist nicht auszuschließen, dass derartige Bauten ganz oder in Teilen als Wohnraum dienten und somit einen multifunktionalen Charakter aufweisen¹⁰. Die Zusammensetzung der Bauten entspricht immer dem gleichen Schema: Zwei Räume sind dem Kernbau an einer Längsachse vorgelagert, bündig zu den Seitenwänden der Halle.

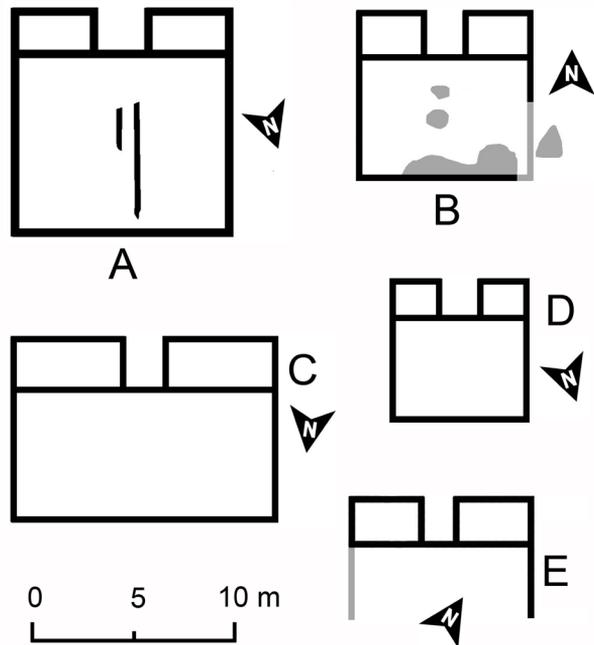


Abb. 4. A: Langenau, Alb-Donau-Kreis B: Alsheim, Lkr. Alzey-Worms. C: Albig, Lkr. Alzey-Worms. D: Oberentfelden, Schweiz. E: Offenheim, Lkr. Alzey-Worms.

Zwei Räume sind dem Kernbau an einer Längsachse vorgelagert, bündig zu den Seitenwänden der Halle. Für das Albiger Gebäude A scheint eine Funktionsdeutung als Wohn-Wirtschaftsbau am wahrscheinlichsten. Gleiches gilt für das offensichtlich allein stehende Steingebäude gleichen Typs der *villa rustica* rund 1,5 km südwestlich von Alsheim, Lkr. Alzey-Worms, „Langwiesen“ (unpubliziert).

Nach dem Luftbildbefund zu urteilen, bestand die Albiger Siedlung – wie bereits oben erwähnt – vermutlich lediglich aus einem steinfundamentierten Gebäude, wahrscheinlich das Hauptgebäude einer kleineren *villa rustica*. Zum Teil sind die Mauerfluchten sehr deutlich sichtbar. Das kann als Hinweis dafür verstanden werden, dass die Reste des Gebäudes sehr nahe an der Oberfläche liegen; möglicherweise ist nur noch das Fundament erhalten. Der Zerstörungsgrad scheint durch die landwirtschaftliche Nutzung des Ackers bereits weit fortgeschritten. Es wäre wünschenswert, wenn das eindeutig identifizierbare Denkmal in den Prozess der Landesentwicklung einbezogen würde. Die genaue Ansprache von Siedlungstyp, -größe und Zeitstellung sind essentiell zum rechtskräftigen Schutz der Fundstelle. Hier würde bereits die Umwandlung einer Fläche von nur 700-800 m² (der Bereich des Gebäudes A) in Wiese beispielsweise der weiteren Zerstörung eines im Hinterland von Mainz bislang wenig untersuchten römischen Gebäudetyps wirksam entgegenwirken. Die Gedanken betreffend die Albiger Siedlung gelten auch für jene in Offenheim sowie Alsheim im gleichen Landkreis.

Anmerkungen

- 1 Zum Beispiel HAUPT 2007; FÜCKER 2008; BERNHARD u. a. 2008, 223–234.
- 2 FAUL 2009; DERS. 2010.
- 3 Die Fundstelle findet sich kurz vermerkt in HAUPT 2006, 15 Abb. 1 (Nr. 20) sowie KNÖCHLEIN 2008, 122.
- 4 Vgl. auch etwa BERNHARD 2008, 225 Abb. 278.
- 5 Allgemein zu Boden- bzw. Bewuchsmerkmalen siehe etwa BRAASCH 1994, 88–92.
- 6 Zu römischen Gebäuden in einer Holz-Lehm-Konstruktion siehe allgemein etwa LASFARGUES 1985.
- 7 PFAHL 1999, 25 Abb. 6, Gebäude 7.
- 8 MOREL 1991, 127.
- 9 GASTON 2008 mit weiterer Literatur.
- 10 EBD.

Literatur

- BERNHARD, H. u. a., Der römische Vicus von Eisenberg. Ein Zentrum der Eisengewinnung in der Nordpfalz. Arch. Denkmäler Pfalz 1 (Germersheim 2008).
- BRAASCH, O./OEXLE, J./PLANCK, D./SCHLICHTERLE, H., Unterirdisches Baden-Württemberg. 250000 Jahre Geschichte und Archäologie im Luftbild (Stuttgart 1994).
- FAUL, M., Die Mauchenheimer Axial-Villa „Gürtling“. Ber. Arch. Rheinhessen u. Umgebung 2, 2009, 9–14.
- FAUL, M., Beseelt von dem Wunsch, wieder auferstehen zu lassen – Versuch einer isometrischen Darstellung der Axialvilla Mauchenheim, Kr. Alzey-Worms, „Gürtling“. Ber. Arch. Rheinhessen u. Umgebung 3, 2010, 60–68.
- FÜCKER, S., Die Palastvilla von Mauchenheim – Elitäres Wohnen in Rheinhessen während der Römischen Kaiserzeit. Ber. Arch. Rheinhessen u. Umgebung 1, 2010, 35–38.
- GASTON, Chr., Bâtiments „standardisés“ dans la pars rustica des villae. Deux exemples récemment découverts en Franche-Comté. Rev. Arch. Est 57, 2008, 253–266.
- HAUPT, P., Die den *vicus* umgebende ländliche Besiedlung. In: Ders./P. Jung (Hrsg.), Alzey und Umgebung in römischer Zeit. Gesch. Stadt Alzey 3 (Alzey 2006) 14–24.
- HAUPT, P., Luftbildarchäologie im Landkreis Mainz-Bingen. Heimatjahr. Lkr. Mainz-Bingen 51, 2007, 39–43.
- KNÖCHLEIN, R., Archäologische Bausteine der frühesten Ortsgeschichte von Albig. Alzeyer Geschbl. 37, 2008, 112–126.
- LASFARGUES, J. (Hrsg.), Architectures de terre et de bois (Paris 1985) 13–155.
- PFAHL, S. F., Die römische und frühalamannische Besiedlung zwischen Donau, Brenz und Nau. Materialh. Arch. Baden-Württemberg 48 (Stuttgart 1999).
- MOREL, J., Avenches/Derrière la Tour. Insula 7. Bull. Assoc. Pro Aventico 33, 1991, 126–130.

Abbildungsnachweis

Abb. 1. Luftbild von P. Haupt (Mainz).

Abb. 2. Verfasser.

Abb. 3. Verfasser.

Abb. 4a. Nach: PFAHL 1999, 25 Abb. 6.

Abb. 4b. Verfasser.

Abb. 4c. Verfasser.

Abb. 4d. Nach: DRACK, W./FELLMANN, R., Die Römer in der Schweiz (Stuttgart 1988) 458 Abb. 418.

Zentren landwirtschaftlicher Produktion in römischer Zeit

Die *villae rusticae*

Margarethe König

Einleitung

Die Güter der landwirtschaftlichen Produktion bildeten in römischer Zeit – wie auch heute noch – die Basis für das menschliche und tierische Leben. In unserem technisierten Zeitalter, das ein breites Lebensmittelangebot mit Produkten aus allen Erdteilen umfasst, gerät leicht in Vergessenheit, welche Ernährungssituation in früheren Epochen herrschte. Kenntnisse über die Bedeutung der Landwirtschaft in der römerzeitlichen Kultur vermitteln uns die antiken Agrarschriftsteller Cato, Varro, Columella und Plinius der Ältere u. a. in ihren ausführlichen Beschreibungen. Diese beziehen sich allerdings auf die Verhältnisse südlich der Alpen und sind aus klimatischen, edaphischen und Gründen der agrarischen Tradition nur mit Einschränkungen auf Provinzen nördlich der Alpen übertragbar.

In jener Zeit bestanden in der Landwirtschaft bereits ein hohes technisches Niveau sowie heute noch gültige Regeln zur Erhaltung der Bodenfruchtbarkeit und zur Steigerung sowohl des Ertrags als auch der Qualität. Selbst die fachlichen, unternehmerischen und charakterlichen Anforderungen an den Landwirt sind durchaus mit denjenigen an heutige Produzenten im primären Sektor vergleichbar. Die folgende Abhandlung beschäftigt sich mit der Frage der Organisation eines römischen Landgutes, einer *villa rustica*, unter Einbeziehung rheinhessischer Befunde. Dabei ist unter *villa rustica* ein einzeln liegendes Gehöft als landwirtschaftliche Betriebseinheit zu verstehen¹.

Die landwirtschaftlichen Produkte eines Gutshofs aus archäobotanischer Sicht

Die großen *villae rusticae* hatten die Zielsetzung, die Ernährung der dort lebenden Menschen und Tiere zu gewährleisten, aber auch Überschüsse für diejenigen zu erwirtschaften, deren spezialisierte Berufe es ihnen nicht erlaubten, landwirtschaftlich tätig zu sein. Dies betraf insbesondere die Versorgung der Verwaltungszentren und des Militärs. Deshalb war es wichtig, das Hinterland der militärischen „Stationen“ zu erschließen und den Landausbau und die Landwirtschaft zu entwickeln. Rheinessen gehört mit seinen qualitativ guten Böden und seinem milden Klima („Weinbauklima“) zu den für landwirtschaftliche Produktion prädestinierten Gebieten.

Archäologische Untersuchungen informieren uns über die Lage der landwirtschaftlichen Zentren in Rheinessen². Meist lag der Schwerpunkt der archäologischen Ausgrabungen auf dem architektonisch repräsentativen, meist prachtvoll ausgestatteten Hauptgebäude. Zuweilen gelingt die Erfassung von Wirtschaftsgebäuden. Ein komplett ausgegrabener Gutshof ist nicht nur in Rheinessen ein Desiderat³. Die Produkte, die dort jeweils erzielt wurden, kennen wir nicht. Wir haben ebenso keine Kenntnis darüber, wie sich die Produktionsschwerpunkte verteilten und in welcher Beziehung die Höfe möglicherweise untereinander standen.

Zentrale Bedeutung nahm sicher die Erzeugung von Getreide ein. Dieses diente als Basis für nahrhafte Breispeisen und Brot und auch zur Versorgung der Tiere. Bei den Getreiden kommen verschiedene Arten zur Kultivierung in Frage. Untersuchungen aus dem Gräberfeld Mainz-Weisenau und aus der Innenstadt von Mainz geben uns Anhaltspunkte, welche Arten in unserem Gebiet angebaut worden sein könnten. In Zusammenhang mit Bestattungs- und Opferriten müssen wir bedenken, dass eine bewusste Auswahl stattgefunden haben kann und das Getreidespektrum nicht zwangsläufig demjenigen des im Alltag üblichen entsprochen haben muss. Jedoch können wir davon ausgehen, dass die in *Moguntiacum* verzehrten Lebensmittel in deren Hinterland erzeugt worden sind. Großer Beliebtheit erfreute sich damals der in Mainz nachgewiesene Spelzweizen Dinkel (*Triticum spelta*), der durch seinen Eiweiß- und Kleberreichtum ein nahrhaftes und gleichzeitig würzig schmeckendes Mehl liefert. Emmer (*Triticum dicocum*), Gerste (*Hordeum vulgare*), Saat-/Hart-Weizen (*Triticum aestivum/Triticum durum*), Rispenhirse (*Panicum miliaceum*) und Kolbenhirse (*Setaria italica*) geben Zeugnis des weiteren Getreidespektrums⁴. Darüber hinaus zählten Hülsen- und Ölfrüchte zur Basisversorgung und bildeten Produkte römischer Güterhöfe. Hülsenfrüchte in Form von Ackerbohne (*Vicia faba*), Erbse (*Pisum sativum*) und Linse (*Lens culinaris*) liefern wertvolles pflanzliches Eiweiß⁵. Als Ölpflanze ist im Gräberfeld von Mainz-Weisenau Schlaf-Mohn (*Papaver somniferum*) und in der Mainzer Innenstadt Lein (*Linum usitatissimum*) nachgewiesen⁶. Deren ölhaltige Samen fanden zur Ölproduktion Verwendung. Der aromatische Geschmack von Schlaf-Mohnsamen könnte Grund dafür gewesen sein, sie als würzige Ingredienz für verschiedene Speisen zu nutzen. Weiterhin könnte Hanf (*Cannabis sativa*) kultiviert worden sein. Bei Lein und Hanf ist sowohl an eine Kultivierung zur Ölgewinnung aus den Samen als auch an eine Produktion von Fasern aus den Stängeln zu denken.

Außer diesen „Grundnahrungsmitteln“ gehörten zu einer entwickelten Versorgung weitere kultivierte Arten. Wir können von einem Garten in unmittelbarer Nähe des Hofes ausgehen, in welchem verschiedene Gemüse, Gewürzkräuter und Obstarten gepflegt wurden. Die beiden erstgenannten bleiben uns normalerweise nur in Feuchtbodenbefunden erhalten. In Rheinhessen gab es bisher wenige Gele-



Abb. 1. Detail eines Walnussbaumes mit Früchten.

genheiten zu einer Untersuchung von feucht erhaltenen botanischen Relikten, insofern sind unsere Informationen über diese Nahrungskategorien spärlich. Die Kenntnisse und Regeln für einen erfolgreichen Obstanbau nehmen bei den antiken Agrarschriftstellern einen prominenten Platz ein. Wir können bei den im Gebiet des heutigen Rheinhessens mit seinem milden Klima angesiedelten *villae rusticae* mit einer großen Anzahl verschiedener Kulturarten rechnen. Apfel (*Malus domestica*), Birne (*Pyrus malus*), aus den Gebieten südlich der Alpen eingebrachte Arten Wein-Rebe (*Vitis vinifera*), Süß-Kirsche (*Prunus avium*), Pfirsich (*Prunus persica*), Pflaume (*Prunus domestica subsp. insititia*), Speierling (*Sorbus domestica*), Elsbeere (*Sorbus torminalis*) sowie die im Gegensatz zu den eben genannten Obstarten leicht transportier- und haltbare Walnuss (*Juglans regia*) bildeten Elemente der Garten- und Speisekultur (Abb. 1)⁷. Der Anbau von letztgenannter ist pollenanalytisch für die römische Zeit sicher nachgewiesen. Die Weinrebe lieferte südlich der Alpen nicht nur die Grundlage für die Weinherstellung, sondern auch beliebte Früchte für die Tafel. Daher könnte man sich auch am Haus oder an einer Pergola gezogene Reben vorstellen, deren frische Früchte dem unmittelbaren Verzehr anheim fielen. Schmackhaftigkeit, Vitamine und Abwechslung brachten die Gewürzkräuter in die römische Kochkunst. Deshalb durfte ein Kräutergarten im Bereich des Hofareals nicht fehlen. Die drei, an römischen Fundplätzen häufig gemeinsam belegten Arten, stellen Sellerie (*Apium graveolens*), Dill (*Anethum graveolens*) und Koriander (*Coriandrum sativum*) dar. Bislang fehlen Nachweise, wir können aber davon ausgehen, dass sie zum Inventar der Gutshof-Gärten zählten. Der in einem Grab bei Bad Kreuznach-Planig belegte



Abb. 2. Knoblauchzehen aus dem Gräberfeld Mainz-Weisenau.

Fenchel (*Foeniculum vulgare*) wuchs wahrscheinlich im Garten eines landwirtschaftlichen Gutes⁸. Den Beleg eines weiteren Würzkräutes kennen wir mit Knoblauch (*Allium sativum*), dessen Teilzwiebeln (Abb. 2) in verkohltem Zustand aus dem Gräberfeld Mainz-Weisenau erhalten geblieben sind. Sammelpflanzen bereicherten das Nahrungsspektrum. Haselnuss (*Corylus avellana*), Schwarzer Holunder (*Sambucus nigra*) und Schlehe (*Prunus spinosa*) sind in den Mainzer Befunden belegt (Abb. 3)⁹. Auch Brombeere (*Rubus fruticosus*), Himbeere (*Rubus idaeus*) und Wald-Erdbeere (*Fragaria vesca*) wären zu erwarten. Die Sammelfrüchte wurden zumindest teilweise auf dem Hofareal gelagert, möglicherweise weiterverarbeitet und benötigten daher geeigneten Raum.

Die Bewirtschaftung von Grünland bildet die Basis für die Tierproduktion. Unter dem Einfluss des Menschen haben sich Wirtschaftswiesen und Fettweiden entwickelt. Düngung und Schnitt beeinflussen den Pflanzenbestand und den „Futterwert“

des Heus. In archäobotanischen Untersuchungen lässt sich das Vorhandensein dieser Vegetationstypen verschiedener Standorte über Pflanzenbelege in Form von Samen und Früchten nachweisen.

Ob die römischen Gehöfte zwei wirtschaftliche „Standbeine“, also in der Tier- und der Pflanzenproduktion hatten bzw. schwerpunktmäßig oder ausschließlich auf das eine oder andere spezialisiert waren, können wir aufgrund des unzulänglichen Forschungsstandes für Rheinhessen nicht beurteilen.



Abb. 3. Schlehenstrauch mit Früchten.

Bauliche Anlagen und landwirtschaftliche Geräte

Weiterführende Informationen zur Organisation römischer Landgüter stellen die baulichen Anlagen im Bereich der *pars rustica* dar. Diese Wirtschaftsgebäude eines Landgutes boten die Räumlichkeiten für das Unterstellen der Tiere, die Weiterverarbeitung und Lagerung der genannten Kulturpflanzen. Sofern Getreide nicht in der Nähe der Äcker gedroschen wurde, musste im Hofbereich eine entsprechende Fläche als Dreschplatz/Tenne vorgesehen werden. Weiterhin geben (Getreide-)Darren Hinweise auf das

Trocknen von z. B. Spelzgetreide, um das Entspelzen zu erleichtern oder um Verluste durch Feuchtigkeit und Schädlinge zu minimieren. Denn durch ein zeitlich begrenztes Aussetzen des Erntegutes bei entsprechend hohen Temperaturen konnten sich keine substanzverzehrenden Käferlarven aus den in den Samen der Hülsenfrüchte eingelegten Eiern entwickeln. Geeignete Vorrats-, Lager- und Kellerräume für die verschiedenen Produkte des Gehöftes – von Getreide bis Obst – waren ebenso erforderlich wie gegebenenfalls Gebäude für Stallungen und Heuvorräte. Bei größeren Betrieben ist mit Räumlichkeiten zu rechnen, in welchen die auf dem Landgut lebenden und arbeitenden Menschen untergebracht waren. Eine wichtige Voraussetzung für den Erfolg von landwirtschaftlichen Betrieben stellen funktionstüchtige Geräte und Werkzeuge dar. Insofern müssen wir von Räumlichkeiten ausgehen, die der Unterbringung, Reparatur und Pflege derselben dienen.

Neben den baulichen Anlagen geben uns die oben erwähnten landwirtschaftlichen Geräte und Werkzeuge per se Auskunft über Produktionsprozesse auf einem Bauernhof. Das harte, durch Schmieden gut formbare Eisen bildete neben Holz das wichtigste Material. Holz bleibt als organische Substanz nur unter feuchten Bedingungen oder verkohlt erhalten und ist in Trockenböden archäologisch meist nicht fassbar. Wenn der Boden das Konservieren von Eisen erlaubt, ergeben sich zusätzliche Informationsquellen über die wirtschaftenden Aktivitäten der Gutsbesitzer.

Die Distribution der landwirtschaftlichen Erzeugnisse und Risikominimierung

Um landwirtschaftliche Produkte rasch und sicher an den Ort des Konsums oder an zentral gelegene Handelsplätze transportieren zu können, benötigt ein Wirtschaftssystem ein gut ausgebautes, funktionierendes Verkehrsnetz zu Wasser und zu Land. Zeugnis von der Nutzung der preisgünstigen Wasserwege erhalten wir durch Darstellungen und Funde von Schiffen, Booten und Treidelszenen aus römischer Zeit. Rhein, Mosel und zahlreiche kleinere Flüsse waren schiffbar. Schriftliche und archäologische Belege bezeugen ein gut ausgebautes, dichtes Straßennetz¹⁰, das für einen reibungslosen Warenaustausch sorgte, aber auch für militärische Zwecke sowie für den politisch relevanten Informationsaustausch grundlegende Bedeutung innehatte¹¹.

An der Vielfalt der Kulturpflanzen ist zum einen ein gehobener Anspruch an die Versorgung mit Konsumgütern zu erkennen. Zum anderen bedeutet sie auch eine Verteilung des Risikos innerhalb des Produktionsprogramms eines Hofes, die bei einem von Wetter- und Bodengunst abhängigen Wirtschaftszweig vernünftig erscheint. Denn die einzelnen Pflanzenarten haben unterschiedliche Standortansprüche und erfordern verschiedene Produktionstechniken, sodass klimatisch verursachte und schädlingsbedingte Ernteausfälle leichter kompensiert werden können. Nach dem derzeitigen Forschungsstand ist nicht zu beurteilen, ob dieses Risiko möglicherweise unter den einzelnen Gutshöfen „aufgeteilt“ war, indem angepasst an die jeweiligen edaphischen und klimatischen Gegebenheiten sowie entsprechend der Nachfrage schwerpunktmäßig unterschiedliche Agrarprodukte kultiviert wurden. Darüber hinaus wissen wir nicht, in welcher Beziehung die Höfe zueinander standen. Möglicherweise gab es Abhängigkeiten, die mit intendierten Vorgaben zur Minimierung von Produktions- und Marktrisiken einhergingen.

Fazit und Ausblick

Die vorangegangenen Ausführungen zeigen, dass zwar die hohe Dichte der agrarisch bedeutsamen Villenanlagen im Bereich von Rheinhessen bekannt ist, wir aber nur wenige Kenntnisse über die Produkte, wirtschaftliche Entwicklung und ihr agrarproduktions-technisches Potential haben. Aus den antiken Schriftquellen wissen wir allgemein um die Bedeutung und den hohen Standard des römischen Landbaus, in welcher Weise sich dieses Niveau auf die Provinzen übertragen lässt, können wir nicht beurteilen. Insofern kann man sich nachfolgender Einschätzung von S. Jacomet und O. Mermod anschließen: „Im Vergleich zu seiner Bedeutung hat der antike Landbau äußerst wenige und dürftige archäologische Spuren hinterlassen“¹². Untersuchungen aus der Pfalz¹³, dem Saarland¹⁴ und insbesondere der Schweiz¹⁵ vermitteln uns erste Einblicke in die Bewirtschaftung römischer Landgüter. Um diese Lücke weiter zu verkleinern, wäre es wertvoll, den Wirtschafts- und Hofbereich römischer Landgüter in Rheinhessen archäologisch und archäobotanisch intensiv zu erforschen.

Anmerkungen

¹ HEIMBERG 2011. Die Autorin beschäftigt sich auf der Grundlage archäologischer Befunde und Funde ausführlich mit den Landgütern in den römischen Rheinprovinzen und den benachbarten gallischen Provinzen. Das Modell der Wirtschafts- und Nutzungsflächen eines römischen Gutshofs auf der Grundlage des botanischen Befundes entwickeln KNÖRZER/MEURERS-BALKE 1990. – ROLLER 2005.

² FAUL 2009. – FAUL 2010. – HAUPT 2006. – HAUPT 2008. – HEISING 2003. – MÜLLER-WILLE/OLDENSTEIN 1981. – WITTEYER 2002.

³ JACOMET/MERMOD 2002. – NUBER 2005. – KÖNIG 2010.

⁴ KÖNIG 1995. – KÖNIG 2000. – ZACH 2002.

⁵ KÖNIG 1995. – KÖNIG 2000. – ZACH 2002.

⁶ KÖNIG 1995. – KÖNIG 2000. – ZACH 2002.

⁷ BAAS 1971. – BAAS 1979, 68–69. – KÖNIG 1995. – KÖNIG 2000. – ZACH 2002.

⁸ KÖNIG 1997.

⁹ Vgl. BAAS 1971. – KÖNIG 1995. – KÖNIG 2000. – ZACH 2002.

¹⁰ ROLLER 1990, 262. – NUBER 2005.

¹¹ KÖNIG 2010 und die dort angegebene Literatur.

¹² JACOMET/MERMOD 2002, 155.

¹³ PIENING 1988.

¹⁴ WIETHOLD 2000.

¹⁵ JACOMET/MERMOD 2002. – JACOMET/PETRUCCI-BAVAUD 2006.

Literatur

BAAS, J., Pflanzenreste aus römerzeitlichen Siedlungen von Mainz-Weisenau und Mainz-Innenstadt und ihr Zusammenhang mit Pflanzen-Funden aus vor- und frühgeschichtlichen Stationen Mitteleuropas. Saalburg-Jahrb. 28, 1971, 61–87.

- BAAS, J., Kultur- und Nutzpflanzen aus einer römischen Grube in Butzbach und ihr Zusammenhang mit Pflanzenfunden aus anderen römischen Fundstätten. Saalburg-Jahrb. 36, 1979, 45–82.
- FAUL, M., Die Mauchenheimer Axial-Villa „Gürtling“. Ber. Arch. Rheinhessen u. Umgebung 2, 2009, 9–14.
- FAUL, M., Beseelt von dem Wunsch, wieder auferstehen zu lassen – Versuch einer isometrischen Darstellung der Axialvilla Mauchenheim, Kr. Alzey-Worms, „Gürtling“. Ber. Arch. Rheinhessen u. Umgebung 3, 2010, 60–68.
- HAUPT, P., Die den *vicus* umgebende ländliche Besiedlung. In: HAUPT, P./JUNG, P. (Hrsg.), Alzey und Umgebung in römischer Zeit. Archäologische und historische Beiträge. Alzey – Geschichte der Stadt 3 = Alzeyer Geschbl. Sonderh. 20 (Alzey 2006) 14–24.
- HAUPT, P., Villa Rustica mit Wasserversorgung. In: Archäologie zwischen Donnersberg und Worms. Ausflüge in ein altes Kulturland (Regensburg 2008) 233–234.
- HEIMBERG, U., Villa rustica. Leben und Arbeiten auf römischen Landgütern (Mainz 2011).
- HEISING, A., Durch Vergangenheit Zukunft sichern – Eine römische villa rustica im Binger Wald, Gemeinde Weiler, Kreis Mainz-Bingen. Arch. Rheinland-Pfalz 2003 (Mainz 2004) 43–46.
- JACOMET, S./MEMÖD, O., Der Gutshof als wirtschaftliche Produktionseinheit. In: Flutsch, L./NIFELER, U./ROSSI, F. (Hrsg.), Bäder – Reben – Legionen: Die Römerzeit in der Schweiz. Die Schweiz vom Paläolithikum bis zum frühen Mittelalter – Vom Neandertaler bis zu Karl dem Großen (SPM) (Basel 2002) 217–266.
- JACOMET, S./PETRUCCI-BAVAUD, M. (unter Mitarbeit von M. Kühn), Samen und Früchte. In: SCHUCANY, C., Die römische Villa von Biberist-Spitalhof/SO (Grabungen 1982, 1983, 1986–1989). Untersuchungen zum Wirtschaftsteil und Überlegungen zum Umland. Ausgr. u. Forsch. 4, Bd. 2 (Remshalden 2006) 579–605.
- KNÖRZER, K.-H./Meurers-Balke, J., Die Wirtschafts- und Nutzungsflächen eines römischen Gutshofes. Eine Rekonstruktion aufgrund der botanischen Befunde. In: Archäologie in Nordrhein-Westfalen (Mainz 1990) 242–246.
- KÖNIG, M., Botanische Grabinhalte und ihre Aussagemöglichkeiten. In: WITTEMEYER, M./FASOLD, P., Des Lichtes beraubt. Totenehrung in der römischen Gräberstraße von Mainz-Weisenau (Wiesbaden 1995) 139–143.
- KÖNIG, M., Der botanische Inhalt. In: WITTEMEYER, M., Alte und neue Funde der Römerzeit aus Bad Kreuznach-Planig. Mainzer Arch. Zeitschr. 3, 1997, 88–90.
- KÖNIG, M., Überlegungen zur „Romanisierung“ anhand der Pflanzenfunde aus den Gräberfeldern von Mainz-Weisenau und Wederath-Belginum. In: HAFFNER, A. /SCHNURBEIN, S. v. (Hrsg.), Kelten, Germanen, Römer im Mittelgebirgsraum zwischen Luxemburg und Thüringen. Akten des Internationalen Kolloquiums zum DFG-Schwerpunktprogramm „Romanisierung“ in Trier vom 28. bis 30. September 1998 (Bonn 2000) 349–354.
- KÖNIG, M., Zur Frage der Produktion und Organisation landwirtschaftlicher Güter im Trierer Land in römischer Zeit. Jahrb. Kreis Trier-Saarburg 2010, 142–150.
- MÜLLER-WILLE, M./OLDENSTEIN, J., Die ländliche Besiedlung des Umlandes von Mainz in spätrömischer und frühmittelalterlicher Zeit. Ber. RGK 62, 1981, 261–316.
- NUBER, H. U., Villae rusticae. Römische Bauernhöfe und Landgüter in Baden-Württemberg. In: IMPERIUM ROMANUM. Roms Provinzen an Neckar, Rhein und Donau. Große Landesausstellung Baden-Württemberg im Kunstgebäude Stuttgart vom 01.10.2005 bis 08.01.2006 (Stuttgart 2005) 270–277.

- NUBER, H. U., Zu Wasser und zu Lande. Das römische Verkehrsnetz. In: IMPERIUM ROMANUM. Roms Provinzen an Neckar, Rhein und Donau. Große Landesausstellung Baden-Württemberg im Kunstgebäude Stuttgart vom 01.10.2005 bis 08.01.2006 (Stuttgart 2005) 410–419.
- PIENING, U., Verkohlte Pflanzenreste aus zwei römischen Gutshöfen bei Bad-Dürkheim (Pfalz). In: KÜSTER, H. (Hrsg.), Der prähistorische Mensch und seine Umwelt (Festschr. f. U. Körber-Grohne). Forsch. u. Ber. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württemberg 31 (Stuttgart 1988) 325–340.
- ROLLER, O., Wirtschaft und Verkehr. In: CÜPPERS, H. (Hrsg.), Die Römer in Rheinland-Pfalz (Stuttgart 1990) 258–296.
- ROLLER, O., Die Landwirtschaft der Spätantike in Obergermanien und dem Ostteil der *Gallia Belgica*. In: Imperium Romanum. Römer, Christen, Alamannen. Die Spätantike am Oberrhein. Große Landesausstellung Baden-Württemberg im Badischen Landesmuseum Schloss Karlsruhe 22.10.2005-26.2.2006 (Stuttgart 2005) 146–154.
- WIETHOLD, J., Kontinuität und Wandel in der landwirtschaftlichen Produktion und Nahrungsmittelversorgung zwischen Spätlatènezeit und gallo-römischer Epoche. Archäobotanische Analysen in der römischen Großvillenanlage von Borg, Kr. Merzig-Wadern. In: HAFFNER, A./SCHNURBEIN, S. v. (Hrsg.), Kelten, Germanen, Römer im Mittelgebirgsraum zwischen Luxemburg und Thüringen. Akten des Internationalen Kolloquiums zum DFG-Schwerpunktprogramm „Romanisierung“ in Trier vom 28. bis 30. September 1998 (Bonn 2000) 147–160 und die dort angegebene Literatur.
- WITTMAYER, M., Zwei neue Villenstellen aus dem Kreis Bad Kreuznach. Arch. Rheinland-Pfalz 2002 (Mainz 2003) 79–81.
- ZACH, B., Vegetable offerings on the Roman sacrificial site in Mainz, Germany – short report on the first results. *Veget. Hist. Archaeobot.* 11, 2002, 101–106.

Abbildungsnachweis

Abb. 1. Werner Hiller-König.

Abb. 2. Thomas Zühmer, Rheinisches Landesmuseum Trier.

Abb. 3. Werner Hiller-König.

Römische Münzfunde des 18. Jahrhunderts aus Frei-Laubersheim und Mettenheim

Franz Stephan Pelgen

Der vorliegende Beitrag thematisiert einige Funde römischer Münzen, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im heutigen Zuständigkeitsbereich der Direktion Landesarchäologie Mainz der Generaldirektion Kulturelles Erbe (GDKE) getätigt worden sind. Konkret handelt es sich um Münzfunde aus dem damals im kurpfälzischen Oberamt Kreuznach gelegenen Dorf Frei-Laubersheim (heute eine Ortsgemeinde der VG Bad Kreuznach im Landkreis Bad Kreuznach) sowie dem hochgräflich-wartenbergischen Residenzort Mettenheim (heute Ortsgemeinde der VG Eich im Landkreis Alzey-Worms). Dokumentiert sind diese Funde in Briefen der Jahre 1766, 1778 und 1788, die heute im Badischen Generallandesarchiv Karlsruhe sowie im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz zu Berlin aufbewahrt werden.

Unsere Archive sind im Grunde genommen voll von solchen älteren Fundmeldungen, die sich in Form von Kaufangeboten, Schenkungen, kollegialen Mitteilungen und Fragen spiegeln. Man muss nur in den relevanten (freilich erst einmal auszumachenden) Beständen auf Spurensuche gehen, und dann „gräbt“ man oftmals Altertümer quasi ein zweites Mal aus, die vor über 200 Jahren entweder zufällig entdeckt oder planmäßig gesucht, ausgegraben und geborgen worden, danach aber durch Ungunst der Zeitverhältnisse wieder in Vergessenheit geraten sind. Die originalen Fundstücke dürften in den allermeisten Fällen nicht mehr im Original existieren oder zumindest nicht mehr zuordnungsfähig auffindbar sein. Wenn aber die entsprechenden Mitteilungen von einem gewissen Sachverstand getragen sind, dann sind diese wiederausgegrabenen Fundmeldungen auch heute noch von einem gewissen Quellenwert – und wenn es nur ein archäologiegeschichtlicher ist.

Interessant ist freilich auch das jeweilige kulturelle, geschichtliche und persönliche Umfeld dieser Fundmeldungen. Es gilt nach den Fundumständen, der Motivation der Mitteilung, der intendierten Verwendung der Funde und ihrem Verbleib zu fragen. Denn es macht einen großen Unterschied, ob ein Altmetallhändler oder ein jüdischer Kaufmann einem durchreisenden Fremden römische Fundmünzen aus Rheinessen oder dem Limesvorland angeboten hat oder ob aufgeklärte Träger der landesherrlichen Funktionselementen wie Lehrer, Pfarrer und Beamte etc. einem Landesherrn oder einer gelehrten Institution Funde meldeten, schenkten oder zum Erwerb anboten – im Bewusstsein ihres immateriellen, wissenschaftlichen Wertes.

Zwei der drei in diesem Beitrag herangezogenen Briefquellen stammen aus der Sammlung Kremer-Lamey des Badischen Generallandesarchivs Karlsruhe. In diesem Bestand sind ca. 5700 Briefe erhalten, die an den ständigen Sekretär der kurpfälzischen Akade-



Abb. 1: Der ständige Sekretär der Mannheimer Akademie Andreas Lamey (1726–1802). Ölgemälde eines unbekanntes Künstlers (um 1770) in Freiburger Privatbesitz.

mie der Wissenschaften in Mannheim, Andreas Lamey¹ (Abb. 1), gerichtet worden sind. Einige leitende Akademiemitglieder hatten in den 1760er Jahren in mehreren Recherchezügen die Pfalz durchreist², um allenthalben Inschriften und Funde aufzunehmen oder gar zu erwerben. Durch eine flächendeckende Fragebogenaktion war außerdem bis zur Mitte der 1770er Jahre dafür gesorgt worden, dass in beinahe jedem Winkel der Kurpfalz das akademieseitige Interesse an entsprechenden Altertümern bekannt geworden war. Von daher betrachtet ist es gar keine Überraschung, dass in den Lameyschen Korrespondenzen in nicht geringer Zahl initiative Fundmeldungen aus den einzelnen Gemeinden erhalten sind. Interessant ist dabei oftmals der unverstellte Blick der ungelehrten Korrespondenten auf Altertümerfunde. Da schrieben selbst Bauersleute, denen das Mannheimer Interesse zu Ohren gekommen war, und schickten ihre Funde unentgeltlich oder zumindest in der Hoffnung auf eine gewisse Vergütung/Belohnung ein. Die Vielzahl der fundmeldungsrelevanten Briefe auch aus rheinhessischen Gemeinden³ ist von den heutigen Archäologen noch nicht vollständig erkannt und ausgeschöpft worden. Daher soll dieser kleine Beitrag, der ja nur exemplarisch ein gewisses Quellenpotential aufzeigen möchte, bewusst nur Streiflichter setzen und auf Frei-Laubersheim und Mettenheim beschränkt bleiben.

Der Fund eines Nero-Aureus (RIC 31) in Frei-Laubersheim im Frühjahr 1766

Der reformierte Pfarrer des im kurpfälzischen Oberamt Kreuznach gelegenen Ortes Frei-Laubersheim, P. Bender, hatte Anfang Mai 1766 Kenntnis von einem im Ort von einem Armen getätigten Zufallsfund einer römischen Goldmünze erhalten. Angeblich gab es bereits einen Kaufinteressenten, der dem Finder 2 Karolinen, also den stolzen Preis von 22 Gulden (fl.), zu zahlen bereit war. Diese nicht nachprüfbare Behauptung mag eventuell auch nur erdichtet gewesen sein, was häufig vorkam, um einem Angebot eine



Abb. 2: Medaille von Anton Schäffer auf die Gründung der kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften in Mannheim am 26. Okt. 1763. Kupferstich von Hugo Cöntgen von der Titelseite des ersten Bandes der Mannheimer Akademieakten von 1766.

gewisse Dringlichkeit und einen „Mindestpreis“ zu verleihen. Pfarrer Bender war kein Numismatik-Experte, aber er konnte bis auf kleinere Fehler die wohl fast prägefrische Goldmünze des Kaisers Nero so gut beschreiben, dass ihre genaue Bestimmung nicht schwer fällt⁴. Es handelt sich um einen 61/62 n. Chr. in Rom geprägten Aureus. Die Vorderseitenlegende um das barhäuptige Porträt des Kaisers lautet: NERO CAESAR IMP AVG. Bei der Beschreibung der Rückseite hat Bender einige kleinere Fehler gemacht; so sah er die Personifizierung Virtus als Kriegsgott Mars an, hielt deren Parazonium (Dolch) für einen Stab, erkannte nicht den Rüstungs-/Waffenhaufen zu Virtus' Füßen und hat in Unkenntnis der Feindatierung durch die Iterationsangaben der tribunizischen Gewalt (und Konsulate sowie imperatorischen Akklamationen) die Legende PONTIF MAX TR P VIII COS IIII P P teilweise verlesen wiedergegeben.

Die Tatsache jedoch, dass 1766 auf der Frei-Laubersheimer Gemarkung ein Aureus des Kaisers Nero gefunden worden ist, der dazu noch hinsichtlich seines Typs genau bestimmt werden kann, weist diesem Schreiben seinen Wert zu. Es ist übrigens nicht bekannt, ob Andreas Lamey für die Academia Theodoro-Palatina, also die Mannheimer Akademie (Abb. 2), diese Goldmünze angekauft hat. Ich vermute, dass er auf das Angebot nicht eingegangen ist, einerseits weil der geforderte bzw. erwartete Preis recht hoch war und weil andererseits der wissenschaftliche Erkenntniswert dieser Münze – rein als Geschichtsquelle betrachtet – nicht so bedeutend war. Hier folgt die Edition des fraglichen Briefes:

Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe: Sammlung Kremer-Lamey 133/1.87

reformierter Pfarrer P. Bender an den Mannheimer Akademiesekretär Andreas Lamey
Frei-Laubersheim, 9. Mai 1766

Mein Herr!

Haben Sie die Gütigkeit, die Freyheit, die ich mir zu nehmen im Begriff bin, mit der Absicht meines Briefes zu entschuldigen. Ich weiß es, daß Sie im Namen der Akademie alte Münzen aufsuchen, die in unserm Vaterland gefunden werden; und es hat mir glücklich eine zu entdecken, die ein armer Mensch vor einigen Tagen gefunden hat, und die vielleicht Ihrer Aufmerksamkeit nicht unwerth ist. Meine wenige Kenntniß, die ich von Münzen habe, erlaubt mir nicht ihren Werth zu beurtheilen. Sie ist vom Kaiser Nero in Gold; am Gewicht 17 Aß schwerer als eine Alte Louis d'or, und ob sie gleich alle Kennzeichen hat, daß sie ächt ist; so ist sie doch noch so schön und unversehrt, als ob sie erst kürzlich geprägt worden wäre.

*Auf der einen Seite zeigt sich der Kopf dieses Kaisers ungemein erhaben mit der Umschrift **Nero Caesar Aug. Imp.** Auf der andern aber, wo ich nicht irre, das Bild des Mars stehend. In der Linken Hand hält er einen Speer, mit dem rechten Fuß tretend mit gebogenem Knie auf etwas, welches ich nicht erkennen kann, in der rechten Hand aber fasset er das obere Ende eines kurzen Stabs, dessen unteres Ende er auf das gebogene rechte*

Knie stüzet. Zu beyden Seiten des Bildes stehet Ex S. C., die Umschrift aber ist diese: Pontif. Max. Fr. FVIII Cos. IIII P. P.

Ein Liebhaber hiesiger Gegend hat dem Finder 2 Carolins dafür gebotten. Ich habe ihn aber überredet dieselbe nicht ehr zu verkauffen, als biß ich Ihnen, Mein Herr, Nachricht davon gegeben hätte. Sollten Sie glauben, Gebrauch von dieser Münze machen zu können, oder solten Sie verlangen sie vorher zu sehen, so haben Sie die Gütigkeit mich mit Ihren Befehlen zu beehren.

Ich bitte nochmahl, meine Freyheit zu entschuldigen und bin mit der vollkommensten Hochachtung, Mein Herr, Dero ergebenster Diener P. Bender, reform. Pfarrer.

Freylaubersh. bey Creuznach d. 9ten Mai 1766.

Römische Münzfunde aus Mettenheim (1778/1788) – „Heidenköpfe“

Interessant ist auch ein ebenfalls an Andreas Lamey gerichtetes Schreiben⁵ des evangelisch-lutherischen Predigers und Inspektors im hochgräflich-wartenbergischen Residenzort Mettenheim, Friedrich August Roesner, vom 14. März 1778. Der aus Frankfurt am Main gebürtige Roesner hatte an der Universität Tübingen studiert und war selbst sehr an Geschichtlichem interessiert; er schrieb von sich: *Das ist mein gröstes Vergnügen, wenn ich den Wegen der göttlichen Vorsehung nachspüren und mich in die vorige Zeiten hineinendencken kan.* Er hatte einen kleinen Aufsatz aus dem Bereich der Diplomatie verfasst und bekannte dem Kenner Lamey gegenüber seinen eigenen Mangel an Hilfsmitteln und Kenntnissen, hoffte daher auf eine freimütige und ermutigende Kritik seitens Lameys. Roesners Erstling behandelte wohl einige Mettenheimer Geschichtsquellen. Immerhin war er selbstbewusst genug, Lamey zu bitten, ob dieser nicht einen Auszug aus dem Aufsatz in der Zeitschrift⁶ „Rheinische Beyträge zur Gelehrsamkeit“ platzieren könne. Bei Gefallen könne er, Roesner, dann noch weitere Urkunden und Geschichtsquellen aus Mettenheim und anderen gräflich-wartenbergischen Orten⁷ liefern. Der Mettenheimer erhoffte sich von seinem Brief die Anknüpfung eines dauernden Kontaktes: *Ich werde mich glücklich schätzen, wenn mich Dieselben in Zukunft Dero Gewogenheit und wenn es seyn kann, auch Dero Briefwechsel würdigen werden.*

Um bei Lamey nun – über dessen mögliches wissenschaftliches Interesse an Roesners lokalgeschichtlichen Studien hinausgehend – eine grundsätzliche Geneigtheit zu erzeugen, legte der Prediger auch eine Reihe von Fundmünzen bei. Es dürfte sich – auch wenn es nicht ausdrücklich vermerkt ist – um römische Gepräge gehandelt haben, denn Lameys Interesse galt nach Ausweis seiner Publikationen dieser Zeit vorzüglich der römischen Frühgeschichte der Kurpfalz. Das Münzengeschenk erfolgte⁸ scheinbar beiläufig – im Postskriptum des Briefes, in dem Roesner anfragte, ob er denn noch weitere Münzen schicken dürfe. Es fänden sich immer wieder im Opferstock seiner Mettenheimer Kirche solche Münzen, die wohl von den Bauern in die Kollekte gegeben würden. Der letztgenannte Umstand ist freilich auch kulturgeschichtlich sehr interessant. Es ist vielleicht



Abb. 3: Friedrich Karl Joseph von Erthal, Mainzer Erzbischof und Kurfürst 1774–1802. Kupferstich von Jeremias Paul Schweyer, Zeichenvorlage von Johann Friedrich Beer nach einem Gemälde von Georg Anton Abraham Urlaub.

allzu menschlich, dass man alte oder fremde Geldstücke, die keinen unmittelbaren Wert mehr darstellen, weil sie nicht als Zahlungsmittel akzeptiert werden, in die Sonntagskollekte gibt. Dem Bauern und Armen jedenfalls wird womöglich selbst die kleinste Landmünze seiner eigenen Gegenwart angelegener gewesen sein als die auf den Äckern immer wieder aufgelesenen Münzen früherer Epochen (solange diese nicht einen versetzbaren höheren Materialwert im Falle von Silber- oder Goldmünzen besaßen).

Dass der Mettenheimer Boden immer wieder römische Fundmünzen preisgab, erhellt auch aus einem Schreiben eines Mettenheimer Bauersmanns namens Jakob Fischer. Er besaß elf römische Münzen, die er pauschal als „Heidenköpfe“ bezeichnete und in keiner Weise bestimmen konnte. Fischer muss trotzdem einen relativ hohen Bildungsgrad gehabt haben und gut informiert oder zumindest beraten gewesen sein. Falls es sich bei den elf

römischen Fundmünzen nicht um besondere Stücke gehandelt haben sollte, so stellten sie für ihren Besitzer keinen großen materiellen Wert dar. Fischer vermachte die kleine Sammlung in einem an den Mainzer Kurfürsten Friedrich Karl Joseph von Erthal (Abb. 3) persönlich gerichteten eigenhändigen⁹ Schreiben vom 1. Februar 1788 dem erst 1784 gegründeten Münzkabinett der kurfürstlichen Universität Mainz. Für diese Schenkung mag er sich eventuell eine kleine Entschädigung oder Vergütung erhofft haben; jedenfalls konnte er sich eine Chance ausrechnen, dass der Landesherr oder zumindest seine Beamten auf ihn aufmerksam würden, sicherlich aber der Leiter des Münzkabinetts¹⁰ Johann Georg Reuter¹¹ (Abb. 4).



Abb. 4: Der erste Leiter des Mainzer Münzkabinetts Johann Georg Reuter (1737–1810). Repro eines verlorenen Ölgemäldes (Vorlage im Stadtarchiv Mainz: BPS V R).

Die Bezeichnung „Heidenköpfe“ übrigens für römische Münzen war im 18. Jahrhundert in unserer Gegend allgemein bekannt und verbreitet. Philipp Wilhelm Gercken erläuterte dazu in seinem 1788 erschienenen Reisebericht¹²: *Die Einwohner hiesiger Gegenden auf dem Lande heißen alles was Römisch ist, Heidnisch. Z. B. römische Münzen Heidenköpfe, römische Grabhügel Heidengräber, also auch hier den Heidengraben. Wenn man bei sie nach römischen Münzen frägt, so wissen sie von nichts, frägt man aber nach Heidenköpfe, so wissen sie gleich was man sucht. So muß man*

auch bei den hiesigen Juden darnach fragen, welches ich zum Besten der fremden Reisenden anmerke.

Der Brief Fischers lautet vollständig:

Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz zu Berlin: I. HA Rep. 110 B N° 74 m
Bauersmann Jakob Fischer an den Mainzer Kurfürsten Friedrich Karl Joseph von Erthal Mettenheim, 1. Februar 1788

Churfürstliche Durchläucht, Gnädigster Herr!

Schad ist es, wenn in Händen Eines Bauermannes Sachen, die ihrer Alterthum und Beschaffenheit halber zu der gelehrten Republica gehören, sich befinden; unter diesen Sachen pflegen alle Münze und unter den heidnischen Kaisern geschlachte Medaillen gezehlet und mit Begierde gesammelt zu werden.

Ich unterthänigst unterzogener bin inhaber II dergleichen alter Münzen oder so genannter Heidenköpfen Stückern; da ich nun sie würdig glaube in das Churfürstliche Mainzische Kabinet einen Platz zu finden; so wage Eüer Churfürstlichen Durchläucht solche II Stückern hiermit unterthänigst zu verehren, und werde mich höchst glücklich schätzen, wenn Höchstdieselbe die höchste Gnade für mich zu haben gnädigst geruhen, diese meine unterthänigste Verehrung mit huldreichsten gnädigsten Churfürstlichen Händen anzunehmen, womit ersterbe in alltiefester Erniedrigung Eüer Churfürstlichen Durchläucht unterthänigst gehorsamster Jacob Fischer, Hochgräflich von Wartenbergischer Unterthan zu Mettenheim.

Mettenheim, den Iten Feb. 1788.

Anmerkungen

¹ Andreas Lamey (1726–1802) war seit seiner Straßburger Studienzeit (ab 1744) Amanuensis (= Assistent) Johann Daniel Schöpflins, war seit 1763 ständiger Sekretär der Mannheimer Akademie, seit 1766 kurpfälzischer Bücher- und Zeitungszensor und seit 1767 auch Herausgeber der Mannheimer Zeitung; biographische Lemmata im Deutschen Biographischen Archiv (DBA) I: Fiche 732, 231–237 und DBA II: Fiche 781, 72. Eine 1798 verfasste Autobiographie Lameys ist 1906 in einer Kurzzusammenfassung (FESTER 1906, 310–320) und 1913 erstmals vollständig ediert worden (SCHNABEL 1913).

² Vgl. FUCHS 1963, insbesondere Kap. V (112–146): Vom iter literarium zum historischen Fragebogen; außerdem die drei Aufsätze im Ausstellungs-Katalog des Stendaler Winckelmann-Museums: RUCKERT 2007; KLEIN 2007; STELZER 2007.

³ Korrespondenten in Rheinhessen sowie dem Umland von Bad Kreuznach hatte Lamey (auch über altertumskundliche Fragen hinausgehend) in folgenden Städten und Gemeinden: Mainz, Worms, Bad Kreuznach, Bingen, Alzey, Frei-Laubersheim, Bosenheim, Wendelsheim, Königernheim, Mettenheim, Westhofen, Oppenheim und Nierstein.

⁴ Roman Imperial Coinage (RIC) 31.

⁵ Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe: Sammlung Kremer-Lamey 153/118.

⁶ Vgl. KIRCHNER 1969, 20 Nr. 324. Zu der Zeitschrift siehe auch HESS 1987, 66–73.

⁷ Insbesondere Wachenheim und Kaiserslautern gehörten hierzu.

⁸ *PS: Ich lege abermals einige Münzen bei. Darf ich noch mehrere überschicken? In unserm Opfer-Stock finden sich oefters einige.*

⁹ Der Schriftduktus und die Formulierungen des Briefes weisen auf einen im Schreiben geübten und gebildeten Verfasser hin.

¹⁰ Siehe auch die Festschrift von W. DIEPENBACH 1934.

¹¹ Zu Johann Georg Reuter (1737–1810) und dem 1784 im Zuge der Universitätsrestauration gegründeten kurfürstlichen Münz- und Altertümer-Kabinet in Mainz siehe die entsprechenden Kapitel (807–817) in PELGEN 2009.

¹² GERCKEN 1788, 253 Anm. 44.

Literatur

DIEPENBACH, W. (Hrsg.), Das Mainzer Münzkabinet 1784–1934. Beiträge zur mittelhheinischen Münz- und Wappenkunde (Mainz 1934).

FESTER, R., Johann Daniel Schoepflins brieflicher Verkehr mit Gönnern, Freunden und Schülern (Tübingen 1906) 310–20.

FUCHS, P., Palatinatus illustratus. Die historische Forschung an der kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften (Mannheim 1963).

GERCKEN, P. W., Reisen durch Schwaben, Baiern, die angränzende Schweiz, Franken, die Rheinische Provinzen, und an der Mosel etc. in den Jahren 1779–1787, nebst Nachrichten von Bibliotheken, Handschriften, Archiven, Römischen Alterthümern, Politischer Verfassung, Landwirthschaft und Landesproducten, Fabriken, Manufacturen, Sitten etc. Bd. IV: Von der Reichsstadt Frankfurt am Mayn, Homburg, Darmstadt, Hanau, Aschaffenburg, Gelnhausen etc. (Worms 1788).

HESS, Chr., Presse und Publizistik in der Kurpfalz in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (Frankfurt/M. u. a. 1987) 66–73.

KIRCHNER, J., Die Zeitschriften des deutschen Sprachgebietes von den Anfängen bis 1830 (Stuttgart 1969).

KLEIN, M. J., Die erste Reise der Kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften 1764 und die Erforschung römischer Steinschriften in Worms und Mainz. In: Kunze, M. (Hrsg.), Der Pfälzer Apoll. Kurfürst Carl Theodor und die Antike an Rhein und Neckar (Ruhpolding, Mainz 2007) 54–59.

PELGEN, F. St., P. Joseph Fuchs O.S.B. professor Seligenstadiensis (1732–1782). Ein Mainzer Gelehrter und die Editions-geschichte seiner archäologischen und klosterpolitischen Schriften. Beitr. Gesch. Stadt Mainz 37 (Mainz 2009).

RUCKERT, S., Kurfürst Carl Theodor und die archäologische Denkmalpflege in der Pfalz im 18. Jahrhundert. In: Kunze, M. (Hrsg.), Der Pfälzer Apoll. Kurfürst Carl Theodor und die Antike an Rhein und Neckar (Ruhpolding, Mainz 2007) 48–53.

SCHNABEL, F., Andreas Lameys Selbstbiographie nebst ungedruckten Briefen. Mannheimer Geschbl. 14 H. 5–9; 1913; Sp. 103–112; 127–133; 157–162 u. 181–189.

STELZER, M., Die große Forschungsreise der Akademie im Rheinland. In: Kunze, M. (Hrsg.), Der Pfälzer Apoll. Kurfürst Carl Theodor und die Antike an Rhein und Neckar (Ruhpolding/Mainz 2007) 60–61.

Das Netzdiatret von Hohen-Sülzen

Überlegungen zu seiner Relevanz in den Fragen nach Herstellung und Funktion von Diatretgläsern

Miriam Surek

Das Netzdiatretglas von Hohen-Sülzen ist das größte und detailreichste bekannte Exemplar seiner Gattung. Seine Fundumstände und sein weiterer Verbleib bis zum Zweiten Weltkrieg sind gut bekannt, doch gilt das Glas seit Kriegsende als verschollen. Aufgrund der fotografischen und zeichnerischen Dokumentation kommt diesem Netzdiatret trotz allem eine Schlüsselrolle in der Diskussion um die Herstellung der Diatrete zu.

Seit den ersten Entdeckungen faszinierten Diatretgläser ihre Beobachter. Neben der fragilen Ästhetik waren es die Fragen nach der Funktion und Herstellung, die seitdem in regelmäßigen Abständen zu Diskussionen anregen.

Um den Beschreibungen der Diatretgläser folgen zu können, ist es wichtig, die Bezeichnungen der einzelnen Elemente zu kennen (Abb. 1). Das vollständige, untere Glas nennt man (Innen-) Kelch oder Becher. Dieser kann sowohl auf der Außen- als auch auf der Innenseite Bearbeitungsspuren tragen und mündet oben in einer nach außen gebogenen Lippe. Auf der Außenseite ist darunter regelhaft ein kleiner Wulst modelliert. Dann folgt

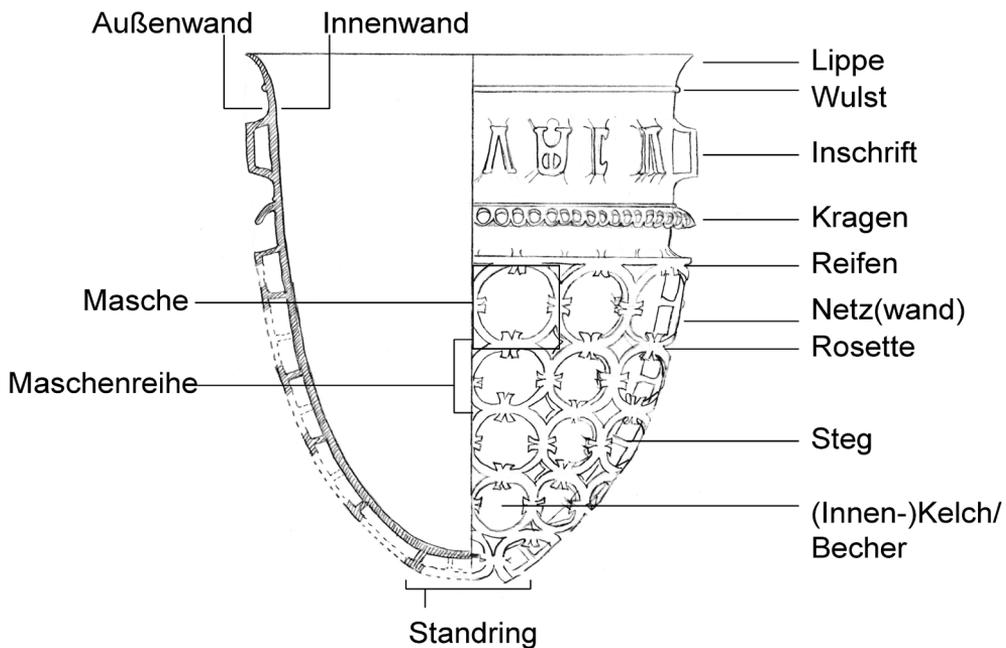


Abb. 1: Bezeichnungen der einzelnen Elemente eines Diatretglases.

die Dekorzone, die typenabhängig (s. u.) gestaltet ist. Sie kann aus einer Kombination aus Inschrift, Kragen und Netzwand bzw. einem figürlichen Schmuck bestehen. Während Inschrift und Netzwand durch kleine Stege mit dem Kelch verbunden sind, liegt das Netz direkt auf. Die Netzwand beginnt oben mit dem Reifen, an dem die Maschen orientiert sind. Die Anzahl der Maschen pro Reihe variiert nach Umfang des Glases und nimmt nach unten hin meistens ab. Die einzelnen Maschen sind durch sog. Rosetten verbunden, die jedoch nicht floral sein müssen. Neben den am häufigsten anzutreffenden X-förmigen Rosetten sind vereinzelt vegetabile Dekore wie verschiedene Blätter aufgebracht. Dies ist z. B. bei dem hier behandelten Diatret aus Hohen-Sülzen der Fall. Unten schließt die Netzwand durch den Standring ab. Dieser kann einfach durch eine große Masche gestaltet oder zu einer vielblättrigen Rosette ausgearbeitet sein.

Die Typeneinteilung wurde von Harden/Toynbee 1959 aufgestellt und von Doppelfeld 1960 präzisiert. Die Diatretgläser wurden aufgrund des Dekors in Gruppen eingeordnet: Harden/Toynbee ordnete die figurativ verzierten Gläser Gruppe A zu und die mit Glasnetzen gearbeiteten Exemplare der Gruppe B. Doppelfeld wiederum teilte Gruppe A in Gläser mit vollplastischen oder reliefartigen Verzierungen. Die Netzdiatrete der Gruppe B ordnete er in fünf Untergruppen: Den ersten oder „großen Kölner Typus“ mit drei Zonen: Schrift, Kragen und Netz. Der zweite oder „kleine Kölner Typus“ mit zwei Zonen: Schrift und Netz. Sie könnten a) mit vier, b) mit drei oder c) mit zwei Maschenreihen auftreten. Hinzu kommt der dritte „Moseltypus“ mit einer Zone, dem Netz. Der vierte Typ besitzt nur den Kragen. Ein letzter Typ ist der mit „Netzwerk an Eimern“. Ein besonderes Diatretglas ist – oder vielmehr war – das Netzdiatret von Hohen-Sülzen.

Die Fundumstände

Das Glas fand man in einem von zwei 1869 entdeckten roten Sandsteinsarkophagen in Hohen-Sülzen bei Worms. Dort lag es seit seiner Beigabe unverändert zwischen den Beinen des Bestatteten, denn der Sarkophag wurde vor seiner Beisetzung mit einer kalkartigen Masse ausgegossen. Dies konservierte sowohl die Beigaben als auch ihre ursprüngliche Lage über die Jahrhunderte hinweg. Neben dem Diatret befanden sich fünf weitere Gläser im Grab. Auf der Brust des Bestatteten lag eine Phiole mit Resten einer Flüssigkeit, die Öffnung dem Kopf des Toten zugewandt. Zu jeder Seite des Toten fand man je eine doppelt gehenkelte Flasche mit eingeschliffener Verzierung. Hinzu kommen zwei weitere Flaschen, eine mit einem Ring um den Auslauf und eine mit dionysischem Relief.

In seinem Aufsatz zu dem Glas aus Hohen-Sülzen zweifelt E. aus'm Weerth an der Vollständigkeit der aufgezählten Funde und möchte zu den Funden außerdem Münzen und Waffen zählen, die von Seiten der ersten Bearbeiter jedoch nicht erwähnt werden¹. Aus'm Weerth erläutert an dieser Stelle leider nicht, aus welchen Gründen er weitere Funde annimmt und ob er Referenzgräber mit ähnlicher Ausstattung zur Untermauerung seiner Kritik kennt.

Die Geschichte des Glases²

Nach der Ausgrabung des Grabkomplexes wurden die Funde, die dem Besitzer des Grundstückes Herrn Commerzienrath Boch gehörten, verteilt. Einen Teil schenkte er

dem „Verein der Alterthumsfreunde Bonn“, einen Großteil verkaufte er an das Altertummuseum in Mainz. Bei dieser Gelegenheit wurden die Scherben des Diatretglases an beide Parteien verteilt.

1936 gelang es dem Museum nach langer Verhandlung im Austausch gegen Funde aus Köln, das gesamte Fundinventar des Hohen-Sülzener Grabkomplexes zu vereinen. Das Diatretglas wurde nun aus seinen Einzelscherben zusammengesetzt und in Mainz restauriert. 1939 evakuierte man das vollständige Gefäß mit anderen Exponaten des Museums nach Erbach im Odenwald. Dort wurde es bei einer Inventur 1943 ein letztes Mal offiziell erfasst. In der Nachkriegszeit wurden die ausgelagerten Stücke wieder zurück nach Mainz gebracht, das Glas jedoch gilt seitdem als verschollen.

Größe und Form

Aufgrund seiner ungewöhnlichen Größe und Ausarbeitung wurde das Netzdiatret so gut es ging dokumentiert. Neben Fotos existieren Zeichnungen und Beschreibungen des verlorenen Glases. 1880 beschrieb der Glasfabrikant O. Rauter akribisch jedes Detail an dem damals noch in Fragmenten vorliegendem Glas³. Auch den Berichten A. Kisas liegen Beobachtungen aus dieser Zeit zugrunde⁴. Zusammen mit den Fotos aus der Zeit des vollständig rekonstruierten Glases lässt sich ein gutes Gesamtbild zeichnen.

Es besaß demnach eine ungewöhnlich große Größe mit einem Durchmesser von 19 cm und einer Höhe von 15 cm, somit läge das Fassungsvermögen des bogensegmentförmigen Kelchs bei mindestens 0,9 l. Die Stege, die das Netz vom Kelch trennten, waren oben 1,5 und unten 0,75 cm entfernt. Die Farbgebung wird in der Glasersprache als „weiß“ bezeichnet, es war also aus klarem, farblosem Glas gefertigt.

Folgt man der Typologie von O. Doppelfeld⁵ (s. o.), so gehört das Diatret dem „Moseltypus“ B3 an. Es wies im Gegensatz zu dem wohl bekanntesten Exemplar aus Köln-Braunsfeld (Doppelfeld Typ B1) keine Schrift- und Kragenzonen, sondern nur eine Netzzone auf. Einen weiteren Vertreter des „Moseltypus“ stellt das Exemplar aus Niederemmel an der Mosel dar. Das Glas aus Hohen-Sülzen wies in der oberen Randzone den typischen Wulst auf. Die vier oberen der fünf Maschenreihen bestanden aus 16 runden bis ovalen Maschen, die untere aus acht. Die oberste Reihe war girlandenartig ausgearbeitet und mit einem Gitter aus X-förmigen Ritzungen geschmückt. Der sog. Standing wurde von einer achtblättrigen Rosette gebildet.

Die bei anderen Diatretgläsern einfach und gleichförmig gehaltenen Rosetten über den Stegen sind in besonderem Detailreichtum mit verschiedensten Blättern, Schleifen und Blüten geschmückt⁶.

Historischer Überblick zu den Theorien der Herstellung im Allgemeinen

Die erste Erwähnung von „*vasa diatreta*“ findet sich der allgemeinen Forschungsmeinung nach bei der Beschreibung des sog. „Trivulzio-Bechers“ von J. J. Winckelmann⁷. Dieser Name bezog sich auf antike literarische Nennungen von wertvollen Bechern⁸ und stellt zudem bereits eine Interpretation des Herstellungsprozesses dar. Der griechische Name „diatreton“ kann sowohl mit „durchbrochen“ als auch mit „durchbohrt“ oder „ringsum mit einem Bohrer gearbeitet“ übersetzt werden⁹. Von dieser Idee inspiriert wie-

derholten spätestens seit den detaillierten Ausführungen F. Fremersdorfs viele Kollegen und Autoren kleinerer und größerer Artikel zu Diatretgläsern dessen Vorschlag, Netzbecher aus einem dickwandigen Rohling zu schleifen. Es gelang sogar (wenn auch mit modernen Rohstoffen und Werkzeugen¹⁰) auf diese Weise Diatretgläser herzustellen¹¹. Kleinere individuelle Versuche sowohl theoretisch arbeitender Wissenschaftler als auch praktischer Handwerker, die Herstellung zu erklären, können größtenteils durch mikroskopische Untersuchungen¹² an den Gläsern als unzutreffend verworfen werden. Eine Ausnahme stellt die von R. Lierke ausgearbeitete Theorie der Glastöpferei dar, die sie in der Mitte der 1990er Jahre vorstellte.

Die Diskussion um die Herstellung

In der Diskussion über die Herstellung stehen sich die zwei Theorien diametral gegenüber.

Auf der theoretischen Ebene ist die Vorgehensweise Fremersdorfs (Abb. 2) nicht von der Hand zu weisen und die modernen Reproduktionen scheinen die Machbarkeit zu belegen. Danach wird zunächst ein gläserner dickwandiger Rohling hergestellt (geblasen oder gegossen), dessen Wandstärke die Position der späteren äußeren Netzwand und der Innenwand des Kelches vorgibt. Im zweiten Schritt wird die Position des Kragens, des Netzes und ggf. der Inschrift festgelegt, indem die Zwischenräume grob herausgeschliffen werden und so „Bänder“ auf dem Rohling bleiben. Es folgt das etwas feinere Einschleifen des späteren Dekors. Dies wird im Anschluss so unterschleifen, dass nur feine Stege bleiben, die den nun entstandenen Innenkelch mit der Netzwand verbinden. Die Vorgehensweise von Lierke dagegen kommt mit viel weniger Schleiferei aus. Demnach wird für den Rohling (Abb. 3) auf einer Töpferscheibe in eine Kelchform ein äußerer Becher gedrückt, dessen Stärke die des späteren Netzes vorgibt. Dieser muss anschließend etwas abkühlen, damit ein kleinerer, siebartiger Zwischenbecher aus Gips eingesetzt werden kann, dessen Stärke die Länge der Stege definiert. Im Anschluss wird in diesen Zwischenbecher heiße Glasmasse gepresst, die die Sieblöcher durchdringt, an den äußeren Becher anschmilzt und gleichzeitig den Innenkelch bildet. Nachdem diese Konstruktion abgekühlt ist, wird der durch die Hitze porös gewordene Gips unter fließendem Wasser ausgespült und das Dekor in den äußeren Becher geschnitten (Abb. 4). Danach wird die Außenseite des Innenbeckers ggf. mit einem Schleifrad poliert und die Stärke der Stege mit dem Schleifrad angeglichen.

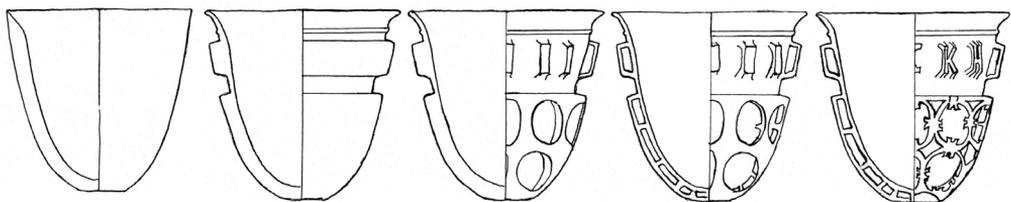


Abb. 2: Herstellungsschritte bei Herausschleifen eines Diatrets aus einem dickwandigen Rohling nach Fremersdorf.

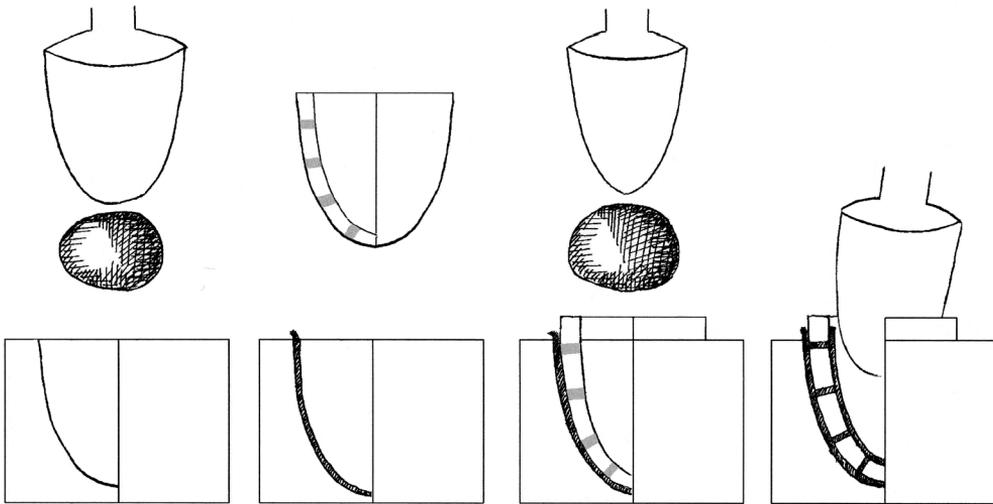


Abb. 3: Herstellung eines Diatretrohlings auf einer Töpferscheibe mit Zwischenbecher aus Gips nach Lierke.

Beide Theorien stehen in ihrer Machbarkeit gleichberechtigt nebeneinander, denn auch Lierke hat mit kleineren Versuchen ihre Theorie belegt¹³. Doch eine definitive Antwort kann nur in der genauen Betrachtung der Originalgläser liegen. Dementsprechend wurden viele Beobachtungen an verschiedenen Diatretgläsern angestellt, die mal diese, mal jene der beiden Vorgehensweisen unterstützen. So werden neben der Blasenverteilung und Form, der Analyse der Schleifspuren, der „Rattermarken“ sowie der Schlierenbildung auch die im Glas vorhandenen Spannungen untersucht und erklärt. Eine wichtige Rolle in der Diskussion wird der Beobachtung Kisas zugewiesen. Denn er beobachtete ein Detail am Diatretglas von Hohen Sülzen, dass vor und nach ihm kein anderer aufgeschrieben hat: „Das innere Gefäß ist für sich gearbeitet und zwar geblasen und vom Schleifrade vollkommen unberührt. [...] Einzelne am Kern anhaftende Stege sind zu kurz geraten, aber nicht etwa abgebrochen, denn sie haben eine rundliche Spitze, welche offenbar das Netzwerk gar nicht berührte; daneben sind freilich auch scharfkantig abgebrochene Stege sichtbar, die ursprünglich bis an das Netz reichten. Fast alle zeigen eine nachträgliche, wenn auch nicht durchgehende Bearbeitung mit dem Schleifrade.“¹⁴.

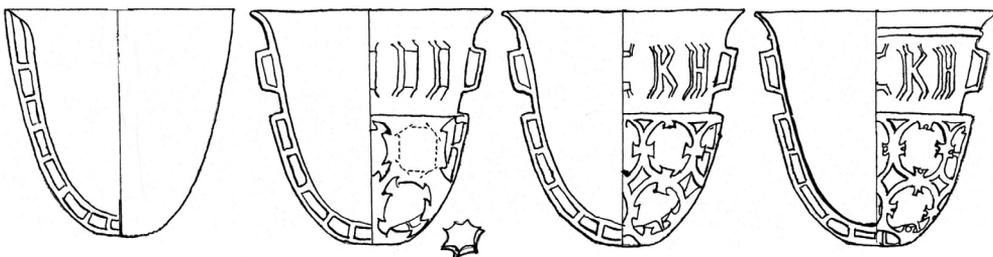


Abb. 4: Stufen des Herausschneidens kleiner Scheiben aus der Netzwand nach Lierke.

Die sehr glatte Oberfläche des Innenkelches kann durch starkes Polieren mit einem Schleifrad oder möglicherweise durch Feuerpolitur¹⁵ erklärt werden. Der abgerundete Steg jedoch kann nicht entstehen, wenn das Diatretglas nach Fremersdorfs Erklärung „aus dem Vollen“ geschliffen wird. Lierke jedoch hat in ihrer Versuchsreihe ein nicht geglücktes Stück produziert, welches mehrere, wie von Kisa beschriebene, Stege aufweist. Nur durch eine getrennte Herstellung von Außen- und Innenkelch können solche verkürzten Stege entstehen. Das verschollene Diatretglas von Hohen Sülzen ist somit „Kronzeuge“ in Lierkes Theorie.

Auch Kisa hielt fest, dass solche Stege nicht durch einen Schliff „aus dem Vollen“ entstehen. Diesen jedoch sieht er, Winkelmann folgend, als Definitionskriterium eines Diatrets an und weist demnach das Hohen-Sülzener Diatret der Gruppe der „Pseudodiatrete“ zu. Leider ließ sich bisher an keinem anderen bekannten Diatret eine ähnliche Verkürzung der Stege beobachten. Es stellt sich die Frage, ob das hier behandelte Glas in seiner Technik ein Einzelstück bzw. die einzige überlieferte Produktion einer individuell arbeitenden Werkstatt ist oder nur das einzige, dessen unvollkommen gearbeiteter Rohling nicht wieder eingeschmolzen sondern beendet wurde. Nicht nur dieses Alleinstellungsmerkmal macht das Glas zu etwas Besonderem. Auffallend lang und grazil im Verhältnis zu anderen Stücken wurden die Stege gestaltet und auch die enorme Größe des Kelches ist unüblich. Hinzu kommen die einzeln vegetativ gestalteten Blätter und Blüten über den Rosetten, die bei anderen Exemplaren eher zurückgenommen stilisiert dargestellt wurden. Demnach ist das Glas nicht von einem ungeübten Imitator hergestellt worden und sollte nicht mit Pseudodiatreten wie dem aus Bava¹⁶ auf eine Stufe gestellt werden. Vielmehr entstand es in den Händen eines Meisters der Glasbearbeitung.

Zur Frage der Funktion

Über die Funktion der Diatretgläser wurde ebensoviel, wenn nicht mehr philosophiert als über das Rätsel der Produktion.

Es ist naheliegend, den Gläsern die übliche Funktion von Bechern als Trinkgefäß zuzuweisen. Dies scheinen die vielen Trinksprüche, welche auf den meisten der beschrifteten Diatreten angebracht sind, zu belegen¹⁷.

Doch stellt man sich das Glas aus Hohen-Sülzen als Trinkgefäß vor, fallen ein paar praktische Mängel auf¹⁸. Dem Glas fehlt eine Standmöglichkeit. Winkelmann schrieb dazu, dass die Gläser Halterungen, „Engytheka“¹⁹, besessen haben müssten, die sie stützten. Natürlich kann es organische Gestelle gegeben haben, sie wurden jedoch weder gefunden noch durch literarische Überlieferung oder besonders polierte Stellen an den Gläsern nachgewiesen.

Wenn aus dem Glas getrunken wurde, musste es gehalten werden, wenn man es absetzte. Des Weiteren war das Glas sehr groß, es fasste mehr als 0,9 l und ist als reiner Sturzbecher ungeeignet. Es ist schwierig, diese Menge auf einmal zu trinken, also musste das Gefäß entweder weitergereicht oder von einem Bediensteten gehalten werden. Das hohe Gewicht jedoch lastete sehr schwer auf den ungewöhnlich zarten Stegen. Es ist also fraglich, ob das Netz überhaupt belastet wurde. Hinzu kommt, dass das Glas durch die

Netzkante oben, den Wulst und die nach außen gebogene Lippe nur bedingt zum Trinken geeignet war.

Bis auf die enorme Füllmenge treffen diese Kriterien auf alle Diatrete zu. Ganz von der Hand zu weisen ist die Nutzung als Trinkgefäß jedoch nicht, da nicht nur die aufgebrauchten Trinksprüche sondern auch die literarischen Überlieferungen die Nutzung bei Symposien nahe legen.

Inwiefern die Gläser genutzt wurden, steht dort jedoch nicht. Ebenso wenig ist sicher, dass es sich bei den in den Quellen genannten Gläsern um den gleichen Typ Becher handelt, der heute als Diatret bezeichnet wird. Welche weiteren Möglichkeiten gibt es also, die zerbrechlichen Gläser zu nutzen?

Eine amüsante Idee zur Funktion des Hohen-Sülzener Diatrets stammt C. Friedrich, welcher in anbetracht der Fundlage des Objektes zwischen den Beinen des Grabherren in Sprechsaal 14 (1881) Nr. 2 vorschlägt, dass „dies Gefäß allerdings zu einem wenig ästhetischen Gebrauch gedient (hat); aber der Luxus der Römer bis zu den häuslichen Kleinigkeiten herab läßt dies wohl begreiflich machen.“²⁰ Diese These eines Luxusnachttopfes ist erwähnenswert, jedoch in Anbetracht der geringen Fassungsmenge anderer Diatretgläser unwahrscheinlich.

Aus den Fundsituationen im Allgemeinen lassen sich keine Hinweise auf die Funktion erschließen. Zum einen, weil Diatretgläser entweder fragmentarisch in verschütteten Kontexten gefunden werden oder in spätantiken Sarkophagen. Hier liegen die Gläser nicht regelhaft in einheitlichen Positionen oder Bezügen zu den Körperregionen des Verstorbenen, sondern von Fall zu Fall verschieden im Grab. Auch die weiteren Beigaben ähneln sich nur insofern, als das für die Spätantike generell übliche Spektrum vorhanden ist.

Eine Möglichkeit eröffnete das aus dem Kunsthandel stammende Diatret von Corning. Bei ihm wurde eine Kupfermanschette um die Zone zwischen Kragen und Wulst gelegt. Der Verschluss ist fest korrodiert. Dies lässt darauf schließen, dass das Band zusammen mit dem Glas in den (unbekannten) Fundkontext geriet. Möglicherweise wurde das Glas bei der Montage des Metallbandes beschädigt und dennoch genutzt. An der Manschette ist ein Hängegestell mit drei Ketten angebracht, welches jedoch geringere Korrosion aufweist als der Kupfering. Ob es nachträglich angebracht wurde oder bereits von Beginn an als Aufhängung diente, ist fraglich. Es steht hingegen fest, dass dieses Objekt hing. Es zeigt somit eine starke Ähnlichkeit mit den aus dem arabischen Raum bekannten Leuchtampeln.

Metall und Glas bieten sich aufgrund ihrer Hitzebeständigkeit als Materialien zur Lampenherstellung an. Bei klaren Brenn- und Kühlmitteln wie Öl und Wasser oder Wein ergeben sich durch die Lichtbrechung und Reflektion in den hängenden Lampen schöne Schattenspiele in der Umgebung. Es ist möglich, dass gerade die so detaillierten vegetativen Motive des Hohen-Sülzener Diatrets besonders gut zu Geltung kamen. Weiterhin unklar bleibt, in welchem Kontext die Diatretgläser genutzt wurden. Waren es einfach besondere Lampen, die man alltäglich oder nur zu bestimmten Anlässen verwendete? Umfassten diese Anlässe rein gesellschaftliche Zusammenkünfte oder waren sie an einen besonderen Kult gebunden?

Steckner²¹ führt an, dass auffällig viele Diatretgläser dionysische Bezüge aufweisen. Neben dem berühmten Lycurgus-Cup mit dem Tod des Lykurg aus dem Dionysosepos, gibt es mögliche weitere Hinweise auf Figurendiatreten. Auch die Trinksprüche auf den Gläsern können in Verbindung mit dem Gott des Weines stehen. Die Netzdiatrete sind hingegen etwas kniffliger in ihrer Interpretation. Steckner will in den Netzen Pflanzenmotive sehen, die mit den bukolischen Elementen des dionysischen Umfeldes assoziiert werden können. Gerade das Hohen-Sülzener Diatret mit seinen konkreten Pflanzendarstellungen könnte eine Interpretationshilfe der sehr rudimentären Rosetten anderer Exemplare darstellen. Auch die Beigabe einer mit dionysischer Symbolik verzierten Flasche ins gleiche Grab (s. o.) könnte ein bedeutendes Detail darstellen. Bedauerlicherweise wurden tiefer gehende Informationen nur unter Eingeweihten des Kultes tradiert und sind dementsprechend spärlich überliefert. Nur wenige Einblicke werden der Forschung gewährt, z. B. durch die Wandbilder in der Villa di Misterii, auf denen jedoch kein Diatretglas oder irgendeine andere Beleuchtung dargestellt ist.

In Anbetracht dieser unvollkommenen Beweislage ist es nicht möglich, Herstellungsart, Funktion und Einsatzkontext definitiv zu bestimmen. Sehr wahrscheinlich ist die Verwendung als Lampe.

Aufgrund seiner Größe, seines Dekors sowie Details seiner Konstruktion kommt dem Hohen-Sülzener Netzdiatret eine besondere Rolle in den Fragestellungen um Diatrete zu. Hierbei gilt es vor allem als Gegenbeispiel, da es sich in allen drei genannten Eigenschaften von allen anderen bisher bekannten Diatretgläsern unterscheidet. Viele an anderen Exemplaren gesammelte Beobachtungen halten in Anbetracht des Hohen-Sülzener Diatretglases nur bedingt stand. Die Frage bleibt, ob es sich bei diesem Glas um eine Sonderanfertigung oder nur das einzige überlieferte Exemplar seiner Art handelt. Deshalb ist es umso bedauerlicher, dass dieses Stück antiker Handwerkskunst verloren ist.

Anmerkungen

¹ AUS'M WEERTH 1876.

² KLEIN 1994.

³ ZOBEL-KLEIN 2003.

⁴ KISA 1908, 621.

⁵ DOPPELFELD 1961, 420–423.

⁶ Foto und Zeichnung u. a. bei KLEIN. Es gibt ähnliche Dekore, etwa bei dem Fragment aus dem Museo Nazionale Romano oder teilweise bei dem Niederemmeler Diatret.

⁷ Diese Aussage geht auf Kisa zurück, der als Quelle „Winckelmann Werke III S. 113 f.“ angibt. Das sich auf die Äußerung beziehende Zitat findet sich jedoch an frühester Stelle der Ausgabe des Herausgebers Joseph Eiselein 1825, welche wiederum auf einen Zusatz des Herausgebers der Mailänder Ausgabe von 1779 zurückgeht. Diese erschien erst elf Jahre nach dem Tod Winckelmanns, und somit ist diese in der Forschungsliteratur oft zu findende Angabe zu bezweifeln. Dazu KISA 1908, 607; STECKNER 2000, 99–104.

⁸ Oft genannt in diesem Zusammenhang: Martial Epigr. XII 70, Ulpian Dig. IX 27,29 sowie eine Stelle im Talmud, Midrasch rabbah zu Ester I 7, u. a. nachzulesen bei KISA 1908, 626.

⁹ KISA 1908, 626.

¹⁰ Es ist wichtig, sich bei modernen Reproduktionen die Unterschiede zu den antiken Originalen vor Augen zu führen. Da ist zum einen das Material. Die antiken Rezepturen wurden auf der Basis der Erfahrung von Generationen erstellt und sind nicht überliefert. Es ist anzunehmen, dass das antike Glas andere Eigenschaften hatte als das moderne. Es kühlte z. B. langsamer ab. Modernes Glas ist auf eine schnelle Abkühlung hin entwickelt worden, um die Produktionsprozesse zu optimieren. Das schnelle Abkühlen sorgt jedoch viel eher für glasinterne Spannungen. Gläser mit Spannungen sind schwieriger zu bearbeiten, weil winzige Störungen der Spannung zu einer Entladung und regelrechten Sprengung des Glases führen können, dementsprechend wichtig ist ein spannungsfreier Rohling für die Reproduktion. Weiterhin ist das Werkzeug entscheidend. Nach Lierkes Verfahren wird v. a. eine scharfe Klinge benötigt, ggf. kann auch kurzzeitig mit einem dünnen Schleifrad gearbeitet werden. Fremersdorfs Verfahren erfordert hingegen eine dauerhafte Bearbeitung mit Schleifrädern. Hier ist zu beachten, dass der Antrieb dieser Räder kontinuierlich und ruhig läuft. Kleinste Störungen in der Umdrehung könnten das Werkstück zerstören, da das Glas anfangen könnte zu „rumpeln“ (innere Schwingungen). Der Antrieb könnte durch Fußtritte, Wassermühlen oder eine Bogensehne erfolgen. Wenn die Reproduktionen unter diesen antiken Bedingungen hergestellt wurden, können sie als beweiskräftig angesehen werden.

¹¹ Beispiele: WELZEL 1994; SCOTT 1993. Beide Autoren versuchen aus dickwandigen Rohlingen Diatretgläser zu formen. Scott geht dabei im besonderen auf die Schwierigkeiten bei einem besonders großen Rohling ein. Die Hohlkugel, aus welcher der Rohling geschnitten wird, wiegt 5 kg, der Rohling 3 kg. Allein diese Masse bereitete Schwierigkeiten im Blasevorgang, da gewöhnliche Glaspfeifen diesem Gewicht nicht standhielten. Nach dem Abschluss der Schleifarbeit wurden 75% der Masse des Werkstücks entfernt. Aus dem Artikel wird der enorme Arbeitsaufwand dieser Methode ersichtlich, so nehme allein die abschließende Politur sieben Monate ein und wurde somit nicht vorgenommen (SCOTT 1993, 115).

¹² HANNES 1959; RÖDER 1964.

¹³ LIERKE 1999. Bedauerlicherweise konnte nur die generelle Machbarkeit nachgewiesen werden, da der Autorin finanzielle Grenzen gesetzt waren. Sie konnte jedoch zeigen, dass das Verfahren in seinen Grundzügen funktionieren könnte.

¹⁴ KISA 1908, 621.

¹⁵ HARDEN 1988 zum Lycurgus-Cup. LIERKE 1999 lehnt dieses Verfahren jedoch aufgrund des Zerstörungsrisikos ab.

¹⁶ CÜPPERS 1964.

¹⁷ Zusammenstellung der Trinksprüche bei DOPPELFELD 1960/61.

¹⁸ LIERKE 1999.

¹⁹ DOPPELFELD 1961, 418.

²⁰ LIERKE 1995, 252.

²¹ STECKNER 2000.

Literatur

WEERTH, E. aus'm, Römische Gläser gefunden in Hohen-Sülzen. Bonner Jahrb. 59, 1876, 64–74.

CÜPPERS, H., Ein römisches Pseudodiatret aus Bavai. Trierer Zeitschr. 27, 1964, 160–162.

DOPPELFELD, O., Das Diatretglas aus dem Gräberbezirk des römischen Gutshofs von Köln Braunsfeld. Kölner Jahrb. Vor- u. Frühgesch. 5, 1960/61, 7–55.

DOPPELFELD, O., Das Kölner Diatretglas und die anderen Netzdiatrete. Gymnasium 68, 1961, 410–424.

- FREMERSDORF F., Die Herstellung der Diatreta. in: Festschr. Kurt Schumacher (Mainz 1930) 295–300.
- HAEVERNIK, T.-E. /HAHN, R. H., Zu der „Tazza Farnese“. Jahrb. RGZM 9, 1962, 61–67.
- HANNES, H., Optische Untersuchungen am Diatretglas. Technische Beitr. Arch. 1, 1959, 8–21.
- HARDEN, D. B. /TOYNBEE, J., The Rothschild Lycurgus Cup. Archaeologia 97, 1959 179 ff.
- HARDEN, D. B., Das Glas der Cäsaren. Ausstellungskat. Köln (Mailand 1988).
- KISA, A., Das Glas im Alterthum 2 (Leipzig 1908).
- KLEIN, M., Das Diatretglas von Hohen-Sülzen. Arch. Korrb. 24, 1994, 311–318.
- LIERKE, R., *Vasa Diatreta* Teil II. Die Herstellung der römischen Glasnetzbecher. Ant. Welt 26, 1995, 194–204.
- LIERKE, R., Antike Glastöpferei. Ein vergessenes Kapitel der Glasgeschichte (Mainz 1999).
- RÖDER, J., Das Diatretglas von Köln Braunsfeld. Optische Untersuchungen an den Netzfragmenten. Kölner Jahrb. Vor- u. Frühgesch. 7, 1964, 34–37.
- SCOTT, G. D., Reconstructing and Reproducing the Hohen Sülzen Cage Cup. Journal Glass Stud. 35, 1993, 106–118.
- STECKNER, C., Glastöpferei? Keramos 169, 2000, 99–104.
- WELZEL, J., Becher aus Flechtwerk von Kristall: Diatretgläser, ihre Geschichte und Schleiftechnik. Ausstellungskat. Rheinbach (Hadamar 1994).
- ZOBEL-KLEIN, D., Diatrete und andere römische Gläser. Die „bescheidenen Beobachtungen“ des Glasfabrikanten Oskar Rauter. In: M. Klein (Hrsg.), Die Römer und ihr Erbe. Fortschritt durch Innovation und Integration. Ausstellung Mainz 2003 (Mainz 2003) 159–167.

Abbildungen

Alle Zeichnungen wurden von der Autorin selbst angefertigt. Für die Abb. 2–4 diente die Publikation LIERKE 1999 als Vorbild.

Fenster Europa:

Der Hortfund von Kyhna und frühbronzezeitliche Kulturkontakte

Florian Miketta

Die geographische und kulturelle Einordnung des Hortes

Bereits seit seiner Entdeckung bei Schachtarbeiten am 14. Mai des Jahres 1979 wurde der Hortfund von Kyhna, Lkr. Nordsachsen, immer wieder zur Diskussion um mögliche Kulturkontakte zwischen den einzelnen frühbronzezeitlichen Kulturgruppen herangezogen (Abb. 1). Grund dafür war auch die für ein Depot eher untypische Überlieferung der genauen Fundumstände. Der Finder R. Scheibe wurde beim Ausheben einer Sandgrube unter dem Pflaster seines Hofes auf eine Steinsetzung aufmerksam, unter welcher ein Keramikgefäß lag. Eine schnelle Übergabe des Gefäßes samt Inhalt erfolgte daraufhin an das Kreismuseum durch den zuständigen Kreisdenkmalpfleger, der den Fund wiederum an das Museum für Vorgeschichte Dresden zur Präparation freigab, wo sich dieser auch heute noch befindet¹.

Bei dem Hort selbst handelt es sich aufgrund der Steinsetzung und der Deponierung der Gegenstände in einem Vorratsgefäß um eine bewusste Niederlegung. Die Gegend um Kyhna gehörte rein lokal gesehen in der Frühbronzezeit der nach Ch. Strahl 1995 definierten Ostdeutschen Gruppe der Aunjetitzer Kultur an. Nach der 1996 von B. Zich vorgenommenen Einteilung der nördlichen Aunjetitz-Kultur in eine mittelschlesische, eine sächsische und eine Circumharzer Gruppe ist Kyhna, in der Leipziger Tieflandsbucht gelegen, regional dem nordwestlichem Gebiet der Sächsischen Gruppe zuzurechnen². Die von Zich in Bezug auf Hortfunde und Depots beschriebene Lücke der Landschaft nördlich von Leipzig zwischen den Ausläufern der sächsischen und der Circumharzer Gruppe konnte zuletzt im Umfeld von Glesien in unmittelbarer Nähe zu Kyhna etwas geschlossen werden³. Somit scheint der Norden von Leipzig eine Kontaktzone zwischen beiden Gruppen dargestellt zu haben, allerdings lässt sich dieses Bild durch die nach wie vor unzureichenden Nachweise noch nicht vollständig festigen⁴.

Zum Inventar des Depots selbst legte W. Coblenz zwei umfassende Publikationen in den Jahren 1985 und 1986 vor, sodass hier nur eine kurze Vorstellung aller Stücke erfolgt. Es handelt sich um ein weiteres Keramikfragment, wohl die Reste einer Deckplatte für das Vorratsgefäß; ein 16,7 cm langes und 4,8 cm breites „dolchartiges lanzettförmiges Gerät“; einen stark abgeschliffenen Griffplattendolch; zwei Armspiralen; einen Armreif; einen rundstabigen Bronzering mit spitzen Enden; zwei Ösenringe; eine große Zierscheibe mit Mittelbuckel, welche mit konzentrisch verlaufender Zackenverzierung und radialem Strahlenmuster verziert ist. Des Weiteren stammen aus dem Hort zwei kleine Zierscheiben mit Mittelbuckel und neun Schleifen- bzw. Noppenringe. Die 31 Spirälrollchen und elf Bernsteinperlen werden wohl zu einem Bernsteincollier gehört haben⁵.

Für die Datierung wichtig sind die beiden Nadeln. Das erste Exemplar ist eine Nadel mit „eiförmiger Kopfplatte“ und „acht Schaftwindungen“⁶. Gemäß W. Ruckdeschel stellt dieser Typ eine Mischform aus Scheibenkopfnadel und Schleifennadel dar und wird in

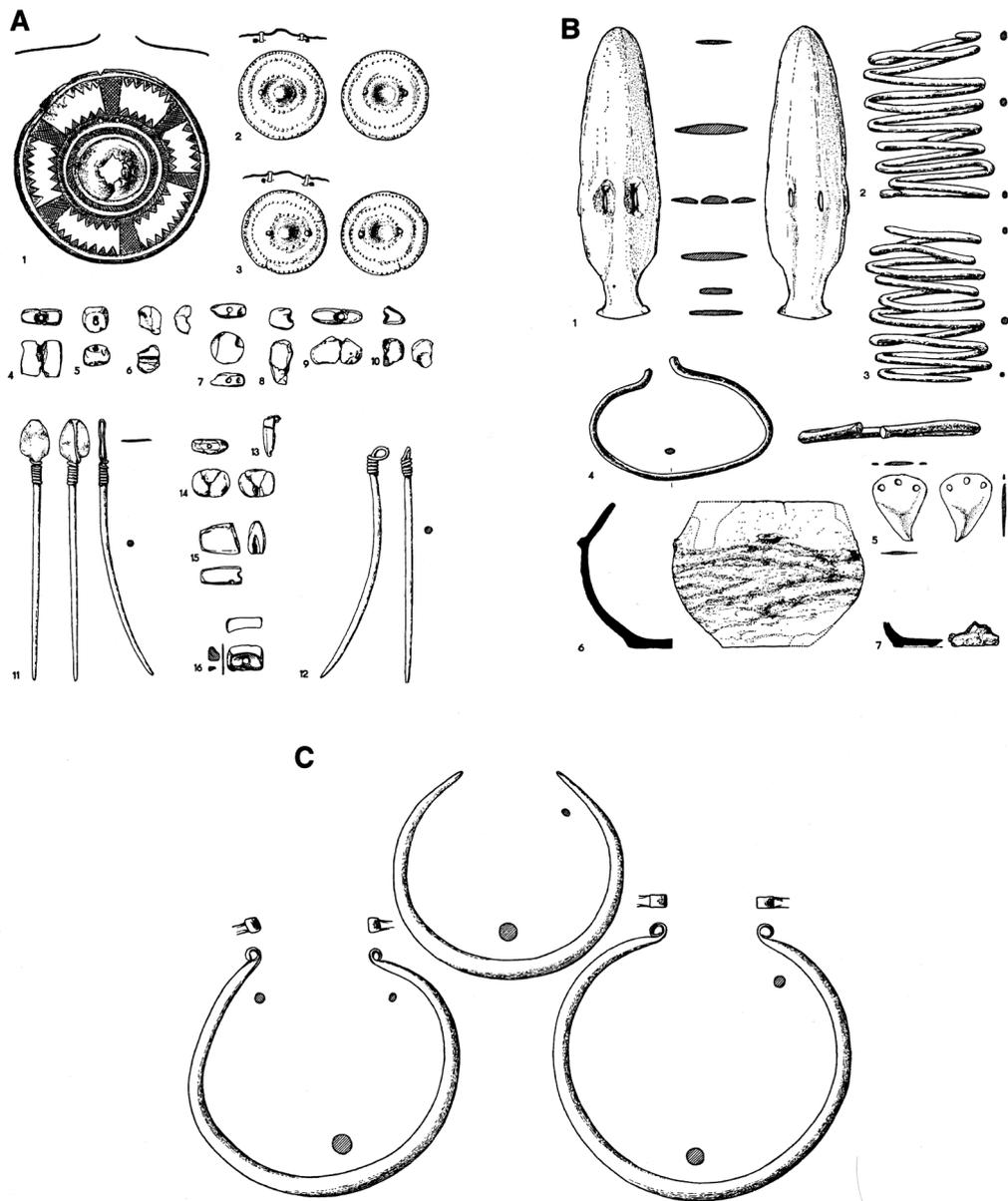


Abb. 1. Der Hortfund von Kyhna (ohne Spiralröllchen und Noppenringe).

der Literatur nach dem eponymen Fundort auch als „Horkheimer Nadel“ bezeichnet⁷. Sie ist eine eher für süddeutsche Kulturgruppen, wie etwa Straubing oder Singen, charakteristische Form und bildet dort eine typische Grabbeigabe⁸. In diesem Kulturkreis tritt sie in der Stufe Bz A1b nach Ruckdeschel bzw. FB IIa nach Möslein auf. Somit lässt sich anhand des Nadeltyps eine relativchronologische Einordnung des Kyhnaer Fundes in diese Stufe erzielen. Eine derartige Datierung wird durch das Auftreten von großen

Zierscheiben mit Mittelbuckel zusätzlich abgesichert⁹. Unter der Berücksichtigung, dass Schmuckscheiben, ähnlich derer von Kyhna, in Südbayern gleichzeitig, wenn nicht sogar früher als in der Aunjetitzer Kultur auftreten, ergibt sich demnach eine Datierung des Hortes von Kyhna auf einen Zeitraum um 2000 v. Chr.¹⁰. Bei der zweiten Nadel handelt es sich um eine „Schleifennadel mit säbelartig gebogenem Schaft“¹¹. Während die Horkheimer Nadel eher eine in Süddeutschland anzutreffende Form darstellt, ist die einteilige oder auch „zyprische“ Schleifennadel eine überregionale Erscheinung¹². S. Gerloff beschreibt das Gebiet ihrer regelhaften Verbreitung in Mitteleuropa „entlang der Flussläufe von Donau und Elbe und ihrer Nebenflüsse“¹³. Dabei weist die Schleifennadel einen besonderen Schwerpunkt im „mährisch-slowakisch-ungarischen Raum“ auf, kommt aber auch in Niederösterreich, Böhmen bis hin zum Oderbereich nach Polen vor. Darüber hinaus sind Belege in Ostfrankreich und der Schweiz vorhanden¹⁴. Die Schleifennadel ist mit einer Länge von häufig über 10 cm auch die längste Aunjetitzer Nadelform¹⁵. Für die nördliche Aunjetitzer Kultur stellt sie einen gebräuchlichen Typ dar, die Mehrzahl der Funde stammt aus den Gräbern¹⁶. Charakteristisch für Schleifennadeln wie aus Kyhna ist nach Zich der gebogene Schaft. Ihr Verbreitungsschwerpunkt liegt innerhalb der östlichen Circumharzer Gruppe, wohingegen aus Schlesien keine gesicherten Belege existieren. Dort sind eher Schleifennadeln mit einem geraden Schaft vorherrschend¹⁷. Lassen die Schleifennadeln eine Verbreitung im Westen bis nach Ostfrankreich und die Schweiz erkennen, so gehörten sie für den südwestdeutschen Raum, d. h. besonders für die Adlerberggruppe und die Singener Gruppe, nicht zur regelhaften Trachtausstattung¹⁸. In der südwestdeutschen Gegend sind eher die mit hängenden Winkelbändern verzierten Rudernadeln als Grabbeigabe üblich gewesen, ebenso auch solche mit strichgefüllten Dreiecken. Letztere sind über Südbayern bis nach Böhmen verbreitet¹⁹. Die südbayerischen Schleifennadeln dagegen stammen bisher zum Großteil aus gesicherten Gräbern. Ruckdeschel nimmt aufgrund ähnlicher Gestaltungsmerkmale eine Anregung aus der südlichen Aunjetitzer Kultur und dem mittleren Donaoraum an²⁰.

Für einen Teil des Inventars aus Kyhna liegen somit Vergleichsstücke aus nordalpinen Blechkreiskulturen vor. Auffallend sind dabei vor allem die Ähnlichkeiten zu den Grabausstattungen der Singener und der Straubinger Kultur, was besonders für die Horkheimer Nadel gilt. Andere Objekte, wie die Spirälrollchen, Schleifennadel, das Bernsteincollier, die Armspiralen sowie die Ösenhalssringe lassen eine flächendeckendere Verbreitung innerhalb des Blechkreiskulturen und der Aunjetitzer Kulturgruppen erkennen, in dessen Gefüge der Kyhnaer Hort eingebunden werden kann²¹. Denkbar wäre dabei ein wechselhafter Austausch innerhalb und außerhalb der Aunjetitzer Gruppen, mit der mährisch-böhmischen-niederösterreichischen Region quasi als „Angelpunkt“ zu den Kulturgruppen Süddeutschlands. Als dessen Ergebnis lassen sich Metallobjekte, wie die Horkheimer Nadel oder die Blechscheiben mit Mittelbuckel im Sinne einer direkten Verbindung zwischen der nördlichen Aunjetitz-Kultur zu Süddeutschland, speziell zur Straubinger Kultur, sehen, sodass sich eine Art Kreislauf innerhalb der Gebiete entlang der Elbe und der Donau ergibt. Dabei spricht es umso mehr dafür, dass sich die Seltenheit oder völlige Abwesenheit der genannten Objektgruppen in den Gräbern der nördlichen Aunjetitzer Kultur wohl eher mit anderen Bestattungs- und Beigabensitten in diesen Regionen begründen lässt, da sie ja dort in den Depots auftreten. Die Stücke

aus Kyhna ähneln den süddeutschen Beigaben derart, dass sie aller Wahrscheinlichkeit als vollwertige Tracht- oder sogar Jenseitsausstattung deponiert wurden, wie es Coblenz schon vermutete²². Demnach sind die Schmuckelemente aus dem Kyhnaer Depot als das Ergebnis unmittelbarer Kontakte zwischen Nordsachsen und den süddeutschen Gebieten anzusehen.

Die Lanze aus dem Hort von Kyhna. Ägäischer Import oder Regionalprodukt?

Das wohl interessanteste Artefakt aus Kyhna ist jedoch ein breites „dolchartiges lanzettförmiges Gerät“, welches bisher für die Frühbronzezeit nördlich der Alpen völlig unbekannt war (Abb. 2)²³. Auffällig daran sind das fischschwanzförmige Ende und zwei am Punkt des größten Durchmessers befindliche Schlitzlöcher. Schmiedespuren weisen laut der Analyse durch H.-J. Hundt darauf hin, dass die Öffnungen durch Kaltschmieden entstanden sind²⁴. Dabei stellte bereits Coblenz die Vermutung an, dass diese Schlitzlöcher einer Schäftung gedient haben müssen, indem man durch diese ein Band, beispielsweise aus Leder, zog, um den Schaft festzubinden. Allerdings muss ein Schaftholz aufgrund des geringen Abstandes der Schlitzlöcher zueinander sehr schmal gewesen sein. Der untere Teil der Lanze selbst ist darüber hinaus auch viel zu kurz, um als Griffteil gedient zu haben. Eine Nutzung des Gerätes als Dolch ist somit auszuschließen, sodass es sich bei der langen „Klinge“ von Kyhna wohl eher um eine Lanzenspitze gehandelt haben muss²⁵. Aus dieser Deutung heraus ergeben sich jedoch typologische und chronologische Probleme. Einerseits treten Lanzenspitzen aus Metall erst nach 2000 v. Chr. in Mitteleuropa auf und werden dann allmählich mit dem Beginn der Mittelbronzezeit häufiger. Zum anderen handelt es sich bei allen Exemplaren ausnahmslos um Stücke mit einer Tüllenschäftung²⁶. Eine Vorrichtung mit Schäftungszunge und Schlitzlöchern zum Fixieren des Schaftes wie in Kyhna ist in Mittel- wie auch in Nordeuropa bisher nicht belegt. Bereits Coblenz suchte, mangels regionaler Parallelen, Vergleiche mit Lanzenspitzen aus dem Ostmittelmeerraum und Vorderasien, wobei die Stücke aus der Ägäis dem Kyhnaer Beispiel am ehesten ähneln²⁷. Auch Gerloff sah in der Kyhnaer Lanze ein „Importstück“ oder eine „Imitation“. Als Vergleichsfunde zog sie zwei geschlitzte Lanzenspitzen aus Amorgos heran, eine jedoch ohne genaue Fundortangabe, sowie ein weiteres Exemplar aus dem Gräberfeld von Arkesine. In Bezug auf deren Form weist sie auf Ähnlichkeiten mit dem Typ Renfrew IIc hin, welcher sich durch eine, mit den Stücken aus Kyhna und Amorgos vergleichbare, „eingezogene Schäftungszunge“ auszeichnet²⁸. Jedoch erlauben die Exemplare aus Amorgos aufgrund eines schlecht überlieferten Fundkontextes keinen genauen zeitlichen Abgleich mit der Kyhnaer Lanze, worauf J. Maran 1998 hingewiesen hat. Darüber hinaus ist Maran jedoch ebenfalls der Meinung, dass es sich trotz allem bei der Lanze aus Kyhna nur um einen „ägäischen Fremdling“ handeln kann. Die Herkunft eines solch exotischen Stückes führt er auf den Handel im adriatisch-ostionischen Raum im Sinne einer „Weitergabe“ zurück. Als zweite Überlegung könnte die Lanze auch schon während der Glockenbecherzeit ihren Weg nach Kyhna gefunden haben²⁹. Jedoch stellt die Zurückführung auf den adriatisch-ostionischen Raum ebenfalls keine hinreichende Begründung für das Auftreten einer geschlitzten Lanze in Kyhna dar. Mag ein erst kürzlich gefundenes Exemplar auf dem Monte Venere auf Sizilien noch die

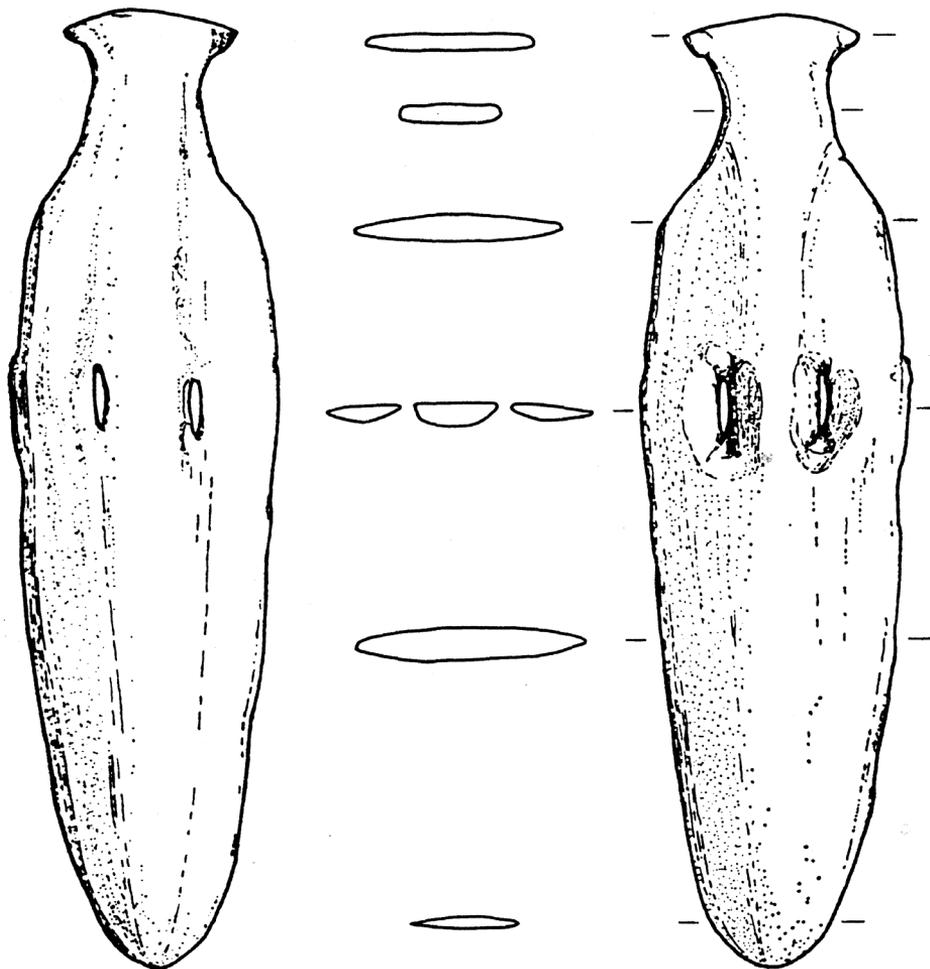


Abb. 2. Die Lanzenspitze von Kyhna.

weitreichende Wirkung dieses Handelsnetzes demonstrieren, so stehen für Mitteleuropa weiterhin Nachweise derartiger Lanzen aus³⁰.

Demnach besteht nach wie vor die Möglichkeit, dass es sich bei dem Kyhnaer Fundstück um ein mitteleuropäisches, wenn nicht sogar mitteldeutsches Produkt handeln könnte. So ergaben Analysen im Zusammenhang mit dem Projekt „Frühe Metallurgie im zentralen Mitteleuropa“ zwischen 1995 und 1996, dass es sich bei den Metallartefakten aus Kyhna keineswegs um solche aus hochwertiger Zinnbronze handelt. An der Klinge mit dem geschlitzten Blatt wurde dies schon früher durch eine Schlißprobe festgestellt³¹. Bis auf drei Spiralringe und zwei Ösenhalsringe liegt der Zinnanteil bei allen Gegenständen des Depots unter 1%³². Zusätzlich lassen die beiden Ösenhalsringe eine gegenüber den anderen Artefakten geringere Verunreinigung an Nickel erkennen, dabei befindet sich der Wert weit unter 0,1%, bei den anderen Artefakten schwankt die Punktwolke um die 1%-Marke, wobei der Großteil darüber liegt. Verglichen mit den Nickelwerten sind die

des Silbers bei allen Gegenständen relativ stabil und liegen um die 1%-Achse³³. Darüber hinaus weisen alle Metallartefakte hohe Konzentrationen an Antimon und Arsen auf, wobei auch hier wieder die beiden Ösenhalsringe eine Ausnahme bilden. Es handelt sich somit bei dem verwendeten Metall nach R. Krause um ein „hoch mit Spurenelementen verunreinigtes Fahlerzkupfer“, besonders für die Klinge mit dem geschlitztem Blatt, welche „als vermeintliches Importstück“³⁴ gelte, sei dies bemerkenswert. Dabei stellt Krause auch heraus, dass das für die Metallartefakte der Aunjetitzer Kultur verwendete Fahlerzkupfer eine starke Ähnlichkeit mit dem von ihm definierten „Singener oder A-Kupfer der Nordalpinen Kulturgruppen“ aufweist, allerdings existieren Unterschiede im Silber-Nickel- und im Silber-Antimon-Verhältnis. Nach wie vor besteht somit die Möglichkeit, dass das Kupfer der nördlichen Aunjetitzer Kultur bereits in der Frühbronzezeit aus mitteldeutschen Lagerstätten bezogen wurde³⁵. Demnach konnte durch die Metallanalysen herausgestellt werden, dass sich die Werte der Lanzenspitze keineswegs von den anderen Artefakten des Depots von Kyhna unterscheiden. Dagegen wiesen die Analysen an griechischen Lanzenspitzen und Dolchen eine gänzlich andere Metallzusammensetzung im Vergleich zu dem Kyhnaer Exemplar auf. Zeigt der Arsen-Anteil noch relativ hohe Streuwerte, so liegt der Antimon-Anteil der griechischen Lanzenspitzen in der Mehrzahl deutlich unter der 1% - Marke und somit dem Wert der Kyhnaer Lanze (Abb. 3). Auch das Silber-Nickel-Diagramm zeigt verschiedene Werte (Abb. 4). Alle Metallgegenstände aus Kyhna sind hochgradig mit Silber besetzt, wohingegen die griechischen Lanzenspitzen und Dolche keinen Ag-Anteil über 1% enthalten. Darüber hinaus sind sie die untersuchten griechischen Artefakte in der Mehrheit zu einem viel geringeren Anteil an Nickel verunreinigt.

Die Ergebnisse dieser Analyse veranlassten Krause zu der Schlussfolgerung, dass es sich letztendlich bei der Kyhnaer Lanze nur um eine Imitation und nicht um ein Importstück handeln kann. Seiner Ansicht nach soll sie eine „Wertschätzung des Fremden“ ausdrücken³⁶. Allerdings lässt er die Frage nach dem Hintergrund einer solchen Wertschätzung offen. Die Menschen der nördlichen Aunjetitzer Kultur besaßen wohl kaum eine Kenntnis von einem weit entfernten Vorkommen derartiger Lanzen im Mittelmeerraum. Der Gedanke einer Imitation könnte sich aber in der unmittelbaren Umgebung der Aunjetitzer Kultur selbst und nicht einmal im weit entfernten

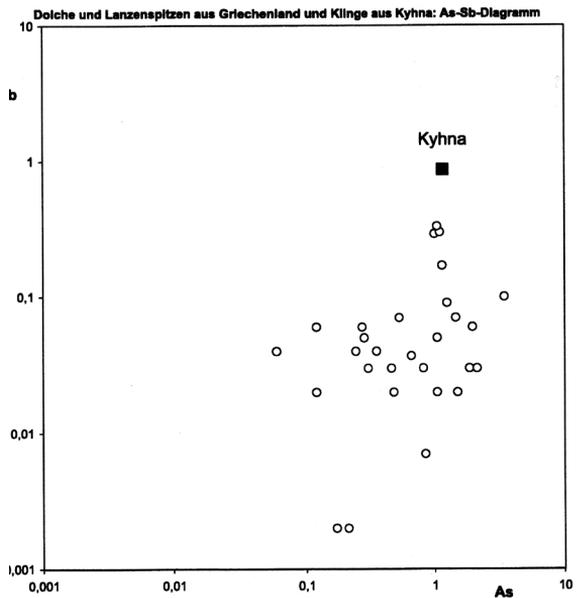


Abb. 3. Vergleich griechischer Dolche und Lanzenspitzen mit der Lanzenspitze aus Kyhna im doppelalgorithmischen Arsen-Antimon-Diagramm.

Ostmittelmeerraum weiterverfolgen lassen. Geht man einmal von der Betrachtung der zugegebenermaßen auffälligen Schlitz an der Lanze weg und lenkt die Aufmerksamkeit auf die fischschwanzförmige Griffpartie, so fallen hier Ähnlichkeiten zu einer Gruppe norddeutscher Flintdolche auf. Obwohl die Klinge mit geschlitztem Blatt aus Kyhna eher als Lanzenspitze zu deklarieren ist, so ähnelt ihre trapezoide Form stark den nordischen Fischschwanzdolchen des Spätneolithikums und der Frühbronzezeit, wie etwa den Dolchen von Nerdin, Lkr. Ostvorpommern und Obermützkow, Lkr. Nordvorpommern (Abb. 5)³⁷. Coblenz hatte darauf bereits hingewiesen, den Gedanken aber nicht weiter ausgeführt, allerdings die Zeitgleichheit der Lanze mit derartigen, auch im Elbe-Saale-Raum vorkommenden Stücken bemerkt³⁸. Es handelt sich um Flintdolche des Typs IV und V (sog. „Fischschwanzdolche“), wobei jene des Typs V nach H. J. Kühn eine „Degeneration“ des Typs IV darstellen. Sie zeichnen sich durch ein dreieckiges Blatt und abgerundete Schultern aus, zusätzlich weisen sie auch als erste Feuersteindolchform das fischschwanzförmige Ende auf³⁹. Für die Dolche des Typs IV stellt K. Rassmann allerdings eine „einheimische Fertigung“ in Frage und betrachtet sie eher als Importe aus Dänemark und Schleswig-Holstein⁴⁰. Nach J. Czebrusuk und D. Kozłowska-Skoczka sind die Vorbilder der Fischschwanzdolche des Typs IV die Vollgriffdolche der klassischen Aunjetitzer Kultur, wobei sie allerdings nach der von T. Madsen für Dänemark ausgearbeiteten Chronologie bereits ab etwa 2000 v. Chr. auftreten⁴¹. Rassmann vertritt für die Stücke dieses Typs aus Mecklenburg-Vorpommern ein etwas späteres Aufkommen, welches allerdings noch vor 1900 v. Chr. zu verordnen ist⁴². Das mecklenburgisch-vorpommersche Gebiet besaß am Ende des Spätneolithikums eine „Mittlerfunktion“ zwischen dem südsandinavischen Spätneolithikum und der sich entwickelten Aunjetitz-Kultur ab dem 24./23. Jh. v. Chr., die nordische Flintdolchproduktion nimmt in der Folge immer mehr metallenen Vorbilder in ihrem Formenschatz auf⁴³. Im Gegenzug wurde durch Mecklenburg-Vorpommern nach Ansicht von Coblenz Bernstein vermittelt, der dann in die Depots der Aunjetitzer Kultur gelangte⁴⁴. Das Vorkommen von Schleifennadeln und Zierscheiben im Norden spricht darüber hinaus von weitreichenden Kontakten dieser Region zur südlichen, mährisch-niederösterreichischen Aunjetitz-Kultur. Die Fischschwanzdolche des Typs IV und V sind wohl in diesen Kontakte mit inbegriffen gewesen, auch wenn im Verlauf der

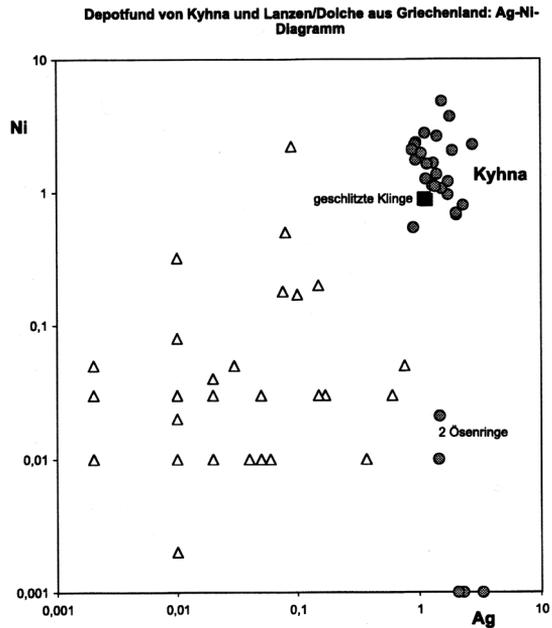


Abb. 4. Vergleich griechischer Dolche und Lanzenspitzen mit dem Depot von Kyhna im doppelalgorithmischen Silber-Nickel-Diagramm.

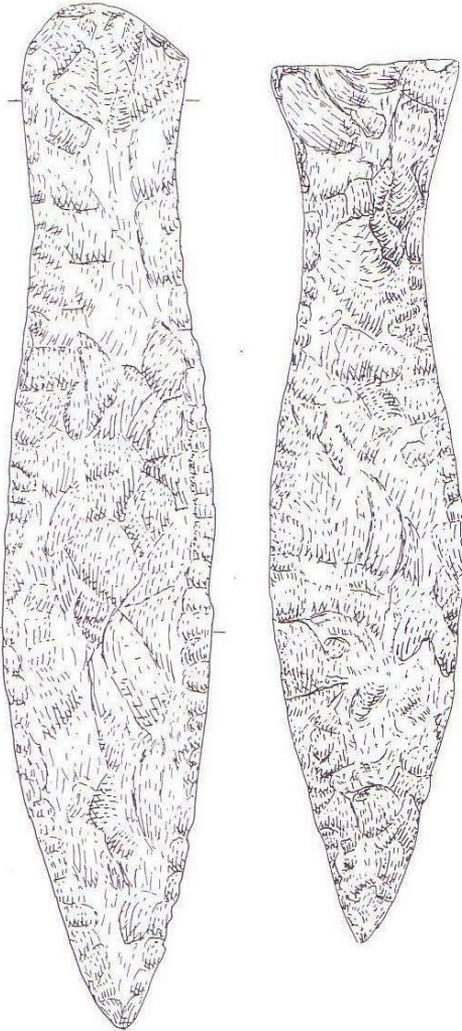


Abb. 5. Fischschwanzdolche aus Nerdin, Lkr. Ostvorpommern (links) und aus Obermützkow, Lkr. Nordvorpommern (rechts).

aus Parallelen zu der Lanze aus Kyhna ziehen. Denkbar wäre, dass charakteristische morphologische Elemente der Feuersteindolche in die Metallproduktion eingegangen und dort unter praktischen Gesichtspunkten weiter verarbeitet worden sind. Die beiden Schlitze sind demnach als ein zusätzlicher Verbesserungsschritt auf dem Weg zu qualitativ hochwertigen Metalllanzen zu verstehen. Da sich dieses System allerdings nicht durchgesetzt zu haben scheint, bleibt weiterhin die Feststellung Marans gültig, dass die Lanze aus Kyhna auch bei einer eigenständigen Entwicklung im Raum der nördlichen Aunjetitzer Kultur „folgenlos“ für den Formenschatz Mitteleuropas bleibt und somit als Ausnahmeerscheinung zu sehen ist⁴⁹.

Periode IA immer weniger Flintdolche in den Raum der mitteldeutschen Aunjetitzer Kultur gelangt sind⁴⁵. In der Wende vom 3. zum 2. Jht. v. Chr. könnten aber umgekehrt Flintdolche als Vorbilder für Metallformen gedient haben⁴⁶.

Obwohl die Dolche des Typs IV aufgrund ihrer Ziernähte eher nicht geschäftet gewesen sind, so muss dies für die Lanze aus Kyhna keinesfalls gegolten haben. Da Lanzenspitzen erst mit dem Beginn der Mittelbronzezeit regelhaft auftreten, wird die Frühbronzezeit wohl eine Art „Experimentierphase“ bei der Herstellung dieser Waffengattung gewesen sein. Es besteht somit die Möglichkeit, dass das fischschwanzförmige Ende der nordischen Dolche bei der Gestaltung der Lanzenspitze übernommen wurde, um ein Abrutschen der Schäftungsbänder aus Leder oder anderer organischer Materialien zusätzlich zu verhindern. Diesen Zweck erkannte auch Coblenz an⁴⁷. Da die Lanze aus Metall gefertigt ist, bietet der Werkstoff zusätzliche Fixierungspunkte für eine Schäftung, wie die beiden Schlitze. Derartige Schlitze können schwer ohne ein Zerspringen in ein Exemplar aus Feuerstein eingebracht werden, da ein solches Material nicht einmal durchbohrt werden kann⁴⁸. Wenn auch die Form der Fischschwanzdolche mit ihrem dreieckigen Blatt und ihrer Schultergestaltung etwas anders ist, so lassen sich in der Ausarbeitung des Griffendes durch-

Schlussfolgerungen

Lassen die Schmuckelemente aus dem Hort von Kyhna Verbindungen zu Aunjetitzer Depotsitten wie auch zur süddeutschen frühbronzezeitlichen Grabausstattung des Singener oder Straubinger Kulturkreis erkennen, so können ebenfalls morphologische Elemente der Kyhnaer Lanze auf eine in Mitteldeutschland bekannte Form wie die nordischen Fischschwanzdolche zurückgeführt werden. Die Fertigung einer solchen Lanze besaß dabei jedoch den Charakter eines einmaligen „Experimentes“. Solange also keine mit Kyhna vergleichbaren Lanzenspitzen als Verbindungsfunde vorliegen, die einen möglichen Kontakt mit dem mediterranen Gebiet zeigen, wird es sich hier aller Wahrscheinlichkeit nach um ein regional gefertigtes Aunjetitzer Produkt handeln, welches Verbindungen zum nordischen Gebiet aufweist. Dabei verdeutlicht der Hortfund von Kyhna Kontakte der frühbronzezeitlichen mitteleuropäischen Gruppenkomplexe untereinander und steht am Anfang eines vielfältigen kulturellen Austausches, dessen Dimensionen sich im Laufe der Bronzezeit noch vertiefen werden.

Anmerkungen

¹ COBLENZ 1986, 37–38.

² ZICH 1996, 32; KLEMENT 2002, 53.

³ ZICH 1996, 35; KLUTTIG-ALTMANN 2001, 114.

⁴ KLUTTIG-ALTMANN 2001, 122.

⁵ COBLENZ 1986, 39–44.

⁶ COBLENZ 1986, 40.

⁷ RUCKDESCHEL 1978, 119–120.

⁸ KRAUSE 1988, 73–75.

⁹ MÖSLEIN 1998, 61.

¹⁰ RUCKDESCHEL, 1978, 175; SCHWARZ 2004, 13.

¹¹ COBLENZ 1986, 40.

¹² RUCKDESCHEL 1978, 120.

¹³ GERLOFF 1993, 62; Das Attribut „zyprisch“ verweist hier auf das Vorkommen derartiger Nadeln im östlichen Mittelmeerraum, besonders Zypern. Es existieren, wie auch bei den Ösenringen, chronologische Unstimmigkeiten zwischen den mitteleuropäischen und mediterranen Funden, sodass auf etwaige Verbindungen in dieser Arbeit nicht eingegangen werden soll. Siehe dazu: GENZ/JARECKI 2004, 188.

¹⁴ COBLENZ 1986, 67; GENZ/JARECKI 2004, 88.

¹⁵ ZICH 1996, 195.

¹⁶ GERLOFF 1993, 63.

¹⁷ ZICH 1996, 195–196.

¹⁸ RUCKDESCHEL 1978, 123; GENZ/JARECKI 2004, 188.

¹⁹ KRAUSE 1988, 67.

²⁰ RUCKDESCHEL 1978, 123–125.

²¹ RUCKDESCHEL 1978, 190; KRAUSE 1988, 95, 105–106; BARTELHEIM 1998, 75–78, 314.

²² COBLENZ 1985, 113.

²³ COBLENZ 1986, 40.

²⁴ COBLENZ 1995, 99.

²⁵ COBLENZ 1986, 69.

- ²⁶ ABLES 1972, 93; DAVID-ELIBIALI 2000, 99.
- ²⁷ COBLENZ 1986, 68–69.
- ²⁸ GERLOFF 1993, 73–74.
- ²⁹ MARAN 1998, 446–447.
- ³⁰ Siehe MARAN 1998, Taf. 79.
- ³¹ COBLENZ 1995, 100.
- ³² KRAUSE 2003, 221.
- ³³ KRAUSE 2003, Abb. 209.
- ³⁴ KRAUSE 1998, 178–179.
- ³⁵ KRAUSE 1998, 182–184.
- ³⁶ KRAUSE 2003, 247.
- ³⁷ RASSMANN 1993, 28.
- ³⁸ COBLENZ 1985, 125.
- ³⁹ CZEBRESZUK/KOZŁOWSK-SKOCZKA 2008, 68.
- ⁴⁰ RASSMANN 1993, 25.
- ⁴¹ CZEBRESZUK/KOZŁOWSK-SKOCZKA 2008, 68.
- ⁴² RASSMANN 1993, 28, Abb. 9; CZEBRESZUK/KOZŁOWSK-SKOCZKA 2008, 68.
- ⁴³ RASSMANN 1993, 76–77.
- ⁴⁴ COBLENZ 1986, 72–74.
- ⁴⁵ RASSMANN 1993, 76–77.
- ⁴⁶ RASSMANN 1993, 147, 149; BRABANDT/STOLL-TUCKER 2001, 216.
- ⁴⁷ COBLENZ 1986, 69–70.
- ⁴⁸ COBLENZ 1995, 99.
- ⁴⁹ MARAN 1998, 450.

Literatur

- ABELS, B.-U., Die Randleistenbeile in Baden-Württemberg, dem Elsaß, der Franche Comté und der Schweiz. PBF Abt. IX 4 (München 1972).
- BARTELHEIM, M., Studien zur böhmischen Aunjetitzer Kultur. Chronologische und chorologische Untersuchungen I (Bonn 1998).
- BRABANDT, J./STOLL-TUCKER, B., Schnittig wie ein Fisch im Wasser. In: H. Meller (Hrsg.), Schönheit, Macht und Tod. (Halle/Saale 2001) 216–217.
- COBLENZ, W., Straubing und Aunjetitz. Bayer. Vorgeschbl. 50 (München 1985) 113–126.
- COBLENZ, W., Ein bronzezeitlicher Verwahrfund von Kyhna, Kreis Delitzsch. Arbeits- u. Forschungsber. Sächs. Bodendenkmalpfl. 30 (Berlin 1986) 37–88.
- COBLENZ, W., Die Dolche von Neunheiligen und Kyhna. Arbeits- u. Forschungsber. Sächs. Bodendenkmalpfl. 37 (Dresden 1995) 99–104.
- CZEBRESZUK, J./KOZŁOWSK-SKOCZKA, D., Sztylety Krzemienne na Pomorzu Zachodnim (Szczecin 2008).
- DAVID-ELIBIALI, M., La Suisse occidentale au IIe millénaire av. J.-C. Cahiers Arch. Romande 80 (Lausanne 2000).
- GENZ, H., Griechischische Lanzenspitzen in Mitteldeutschland?. In: H. Meller (Hrsg.), Der geschmiedete Himmel (Stuttgart 2004) 186–187.
- GENZ, H./JARECKI, H., Von der Levante bis nach Frankreich. Zum Phänomen der Schleifennadeln. In: H. MELLER (Hrsg.), Der geschmiedete Himmel (Stuttgart 2004) 188–189.

- GERLOFF, S., Zu Fragen mittelmeerländischer Kontakte und absolute Chronologie der Frühbronzezeit in Mittel- und Westeuropa. *Prähist. Zeitschr.* 68, 1993, 58–102.
- HASSMANN, H./MIKSCHOFKY D. /NEBELSICK, L. D., Der heilige Hain. In: J. Oexle, Sachsen. Archäologisch. 12.000 v. Chr. – 2.000 n. Chr. Die sächsische Nacht (Dresden 2000) 48–51.
- KLEMENT, J. Aunjetitzer Grabfunde von Dresden-Nickern, Arbeits- u. Forschungsber. Sächs. Bodenkmalpfl. 44 (Dresden 2002) 51–73.
- KLUTTIG-ALTMANN, R., Bronzezeitliche Siedlungsspuren bei Glesien, Lkr. Delitzsch. Ausgrabungsergebnisse im Zuge der Erweiterung des Flughafen Leipzig-Halle. Arbeits- u. Forschungsber. Sächs. Bodendenkmalpfl. 43 (Dresden 2001) 111–122.
- KRAUSE, R., Die endneolithischen und frühbronzezeitlichen Grabfunde auf der Nordstadterrasse von Singen am Hohentwiel. *Fundber. Baden-Württemberg* 32 (Stuttgart 1988).
- KRAUSE, R., Zur Entwicklung der frühbronzezeitlichen Metallurgie nördlich der Alpen. In: B. HÄNSEL (Hrsg.), *Mensch und Umwelt in der Bronzezeit Europas*. Berlin 1997 (Kiel 1998) 163–192.
- KRAUSE, R., Studien zur kupfer- und frühbronzezeitlichen Metallurgie zwischen Karpatenbecken und Ostsee. In: B. HÄNSEL (Hrsg.), *Vorgesch. Forsch.* 24 (Rahden/Westf. 2003).
- MARAN, J., Kulturwandel auf dem griechischen Festland und den Kykladen im späten 3. Jahrtausend v. Chr. Studien zu kulturellen Verhältnissen in Südosteuropa und dem zentralen sowie östlichen Mittelmeerraum in der späten Kupfer- und frühen Bronzezeit II. *Universitätsforsch. Prähist. Arch.* 53.2 (Bonn 1998).
- MÖSLEIN, S., Die Straubinger Gruppe der donauländischen Frühbronzezeit. Frühbronzezeitliche Keramik aus Südbayern und ihre Bedeutung für die chronologische und regionale Gliederung der frühen Bronzezeit in Südbayern. *Ber. Bayer. Bodendenkmalpfl.*, 1998, 37–106.
- RASSMANN, K., Spätneolithikum und frühe Bronzezeit im Flachland zwischen Elbe und Oder. *Beitr. Ur- u. Frühgesch. Mecklenburg-Vorpommerns* 28 (Lübstorf 1993).
- RUCKDESCHEL, W., Die frühbronzezeitlichen Gräber Südbayerns. *Antiquitas* 2 (Bonn 1978).
- SCHWARZ, R., Chronologietabelle Deutschland und Südsandinavien. In: H. Meller (Hrsg.), *Der geschmiedete Himmel* (Stuttgart 2004) 12–13.
- ZICH, B., Studien zur regionalen und chronologischen Gliederung der nördlichen Aunjetitzer Kultur. *Vorgesch. Forsch.* 20 (Berlin, New York 1996).

Abbildungsnachweis

- Abb. 1. KRAUSE 2003, Abb. 222.
- Abb. 2. COBLENZ 1995, Abb. 1.
- Abb. 3 und 4. KRAUSE 2003, Abb. 223.
- Abb. 5. RASSMANN 1993, Taf. 15, c und f.

Prospektion in der Archäologie Methoden und Möglichkeiten

Steffen Seitz

Der in den Geowissenschaften häufig verwendete Begriff der Prospektion (lat. *prospecto* – blicken, spähen) bezeichnet in der Archäologie das Auffinden und Erkunden menschlicher Stätten in der Landschaft. Es ist in der Regel ein der eigentlichen Ausgrabung vorgeschalteter Prozess und sollte aus diesem Grund die zu erfassenden Objekte und Strukturen möglichst wenig verändern. Neben den klassischen Feldbegehungen (Surveys) haben sich in diesem Rahmen vor allem Methoden der Fernerkundung und der Geophysik etabliert. Diese sogenannten zerstörungsfreien oder eingriffslosen Prospektionsmethoden ergänzen sich im Idealfall untereinander und hinterlassen die archäologische Stätte unberührt. Mit ihrer Hilfe können zudem in kurzer Zeit größere Flächen erfasst werden, als dies beispielsweise durch Bohrungen und Sondierungen möglich wäre. Trotz dieser methodischen Vorteile bleibt der umsichtige Eingriff in den umgebenden Untergrund zum besseren Verständnis verborgener Strukturen notwendig. Der die archäologischen Stätten umschließende Boden ist ein hochkomplexes System, gesteuert durch vielfältige natürliche und anthropogene Einflüsse. Die Erkennung überdeckter archäologischer Strukturen erfordert immer einen Kontrast zu diesem Umgebungsmaterial, dessen genauer Beschreibung also essentielle Bedeutung zukommt.

Geophysikalische Prospektion¹

Die verschiedenen geophysikalischen Prospektionsmethoden nutzen unterschiedliche Materialeigenschaften des Untergrunds und in ihm liegender Objekte zur Kartierung. Jede Methode hat dabei verschiedene Vor- und Nachteile, sodass sie den Verhältnissen im jeweiligen Untersuchungsgebiet entsprechend ausgewählt werden müssen. Man unterscheidet zwischen passiven Systemen (z. B. Magnetometrie), die ein direktes Umweltsignal auffangen und aktiven Systemen (z. B. Bodenradar, Geoelektrik oder Seismik), die zunächst Energie in den Boden einbringen, um dann ein Rücksignal zu empfangen.

Bei Magnetikmessungen wird die Veränderung des Erdmagnetfeldes registriert, die durch magnetisch wirksame Einlagerungen im Boden verursacht wird. Das magnetische Hauptfeld besteht aus einem inneren Erdmagnetfeld, einem Variationsfeld und einem Anomaliefeld (des gesuchten Objekts), welches um einige 100 nT variieren kann. Magnetanomalien können durch induzierte Magnetisierung (durch das Erdmagnetfeld) entstehen, welche von der jeweiligen Magnetisierbarkeit des Objektes abhängig ist. Auf diese Weise lassen sich häufig Gräben und Pfostenlöcher im Untergrund abgrenzen. Von Bedeutung sind auch die remanenten Magnetisierungen, besonders die Thermoremanenz, die sich während der Abkühlung eines erhitzten Stoffes ausbildet. Feuerstellen oder gebranntes Baumaterial können so oftmals sicher detektiert werden. Bei der abschließenden Datenprozessierung und grafischen Aufarbeitung werden die Objekte lo-

kalisiert und ihre Struktur dargestellt. Das Messergebnis wird in Form einer hochauflösenden Karte, dem Magnetogramm, wiedergegeben. Bei entsprechender Geländebeschaffenheit lassen sich mit Hilfe mehrerer Sensoren auf fahrbaren Wagen mehrere Hektar am Tag prospektieren. Die Geomagnetik ist in vielen Fällen die effektivste geophysikalische Prospektionsmethode bei der Erkundung archäologischer Fundstellen.

Das Bodenradar nutzt elektromagnetische Verfahren, bei denen hochfrequente Impulse in den Untergrund abgestrahlt werden. An Schichtgrenzen zwischen verschiedenen Strukturen oder Objekten werden die elektromagnetischen Wellen reflektiert; ihre weitere Ausbreitung im Untergrund ist durch die unterschiedliche Beschaffenheit des Bodenmaterials bestimmt. Reflexionen können dann wieder empfangen und aufgezeichnet werden. Die Auswertung der erhaltenen Daten ist vergleichsweise komplex und erfordert erweiterte geophysikalische Kenntnisse. Zudem sind für die Anschaffung eines Bodenradars hohe Investitionen notwendig. Da die abstrahlende Antenne während der Messung zügig bewegt werden kann, ist mit dem Radar ebenfalls eine schnelle Prospektion größerer Flächen möglich.

Bei den geoelektrischen Verfahren wird ein Strom in den Untergrund eingespeist und die räumliche Verteilung der spezifischen elektrischen Leitfähigkeit bzw. des spezifischen elektrischen Widerstands ermittelt. Die Leitfähigkeit des Untergrunds und sein Kehrwert

werden durch die unterschiedlichen Materialeigenschaften und zudem den Wasser- und Salzgehalt bestimmt. Ein in der Archäologie häufig genutztes Verfahren ist die Leitfähigkeitsmessung in Twin-Anordnung. Bei dieser Methode werden zwei Elektroden stationär installiert und zwei weitere Elektroden in einem festen Abstand zueinander von Messpunkt zu Messpunkt bewegt. Oberflächennahe Mauern und Fundamente können mit Hilfe geoelektrischer Kartierungen in der Regel gut erfasst werden. Durch Multi-Elektrodenmessungen können auch die Tiefe der Messung bestimmt und größere Erkundungstiefen prospektiert werden.

Seismische Messungen basieren auf der Ausbreitung künstlich erzeugter elastischer Wellen im Untergrund. Diese werden an der Erdoberfläche zum Beispiel durch einen Hammerschlag oder Sprengstoff erzeugt und an Grenzflächen zwischen verschiedenen Strukturen reflektiert und refraktiert. Geophone zeichnen diese Signale auf und ihr seismisches Echo wird anhand der Ausbrei-



Abb. 1. Geophysikalische Prospektion mit Hilfe eines fahrbaren Bodenradars.

tungsgeschwindigkeit interpretiert. Je nach Zielstellung können die reflektierten oder refraktierten Wellenanteile ausgewertet werden; die Darstellung erfolgt in Form eines Seismogramms.

Fernerkundung²

Fernerkundungsdaten werden mit Hilfe von bemannten oder unbemannten Luftfahrzeugen gewonnen und können Geländeaufnahmen von der Mikro- bis zur Makroskala liefern. Mit ihrer Hilfe ist es möglich, schnell, kostengünstig und ohne direkten Eingriff in die Landschaft Prospektionsdaten zu erhalten. Basis aller fernerkundlichen Methoden ist die Detektion der direkten oder reflektierten elektromagnetischen Strahlung von Strukturen und Objekten. Die Wellenlängen des elektromagnetischen Spektrums reichen von 0.01 μm (Röntgenstrahlen) bis zu 1 m (Radiowellen).

Luftbilder werden bereits seit dem Ersten Weltkrieg in der archäologischen Prospektion verwendet. Im Vergleich zu Satellitenbildern werden sie aus geringerer Höhe mit Hilfe von Flugzeugen, Ballonen, Fototürmen oder ferngesteuerten Fluggeräten aus dem Modellbau erstellt. Der Luftbildarchäologe arbeitet in der Regel im Wellenlängenbereich des sichtbaren Lichts und versucht archäologische Strukturen im Boden anhand bestimmter Merkmale zu erkennen. Es sind dies zum Beispiel Bewuchsmerkmale (Ve-



Abb. 2. Wachstumsstörungen auf einer landwirtschaftlichen Nutzfläche verursacht durch Siedlungsreste im Boden.

getationsanomalien), Schatten-, Reif- und Schneemerkmale bei nicht vollständig eingeebneten Fundstellen, sowie Flut- und Feuchtemerkmale. In der Archäologie werden neben Schrägbildern vor allem Senkrecht-Luftbilder verwendet.

Satellitenbilder werden aus großer Höhe (über 20.000 m) gewonnen und erreichen mittlerweile die Auflösung guter Luftbildaufnahmen. Man unterscheidet passive Systeme, wie fotografische Kameras, Infrarot- und Multispektral-Sensor, die von der Erde reflektierte Strahlungen erfassen und aktive Systeme, die Radarwellen oder Laserstrahlen aussenden und deren Reflexionen scannen. Satellitensensoren erfassen häufig auch Teile des für das menschliche Auge nicht sichtbaren elektromagnetischen Spektrums (z. B. Infrarot, Mikrowellen) und eröffnen so erweiterte Analysemöglichkeiten. Die technische Entwicklung in diesem Bereich hat in den vergangenen Jahren große Fortschritte erzielt, so dass Satellitenbilder zunehmend hochauflösend, kostengünstig und multifunktional verwendbar werden.

Bei der abschließenden Auswertung des Bildmaterials kommt neben der traditionellen Bildinterpretation (Identifikation anhand von Merkmalen, Klassifizierung des Befunds) auch die geometrische Messung (Photogrammetrie) und digitale Bildauswertung zum Einsatz. Die zusätzliche Analyse topographischer, geologischer und bodenkundlicher Kartenwerke ist in vielen Fällen lohnenswert. Verbesserte Methoden, wie zum Beispiel bei der großflächigen und systematischen Erfassung der Bodenfarbe mit Hilfe von Luftfahrzeugen, werden in Zukunft neue Möglichkeiten eröffnen.

Bodenbeprobung und Laborarbeit³

Die Entnahme und Analyse von Bodenproben ist im Vergleich zu den bisher beschriebenen Methoden aufwendig und zeitintensiv. Die Gewinnung von Probenmaterial kann mit entsprechendem Bohr- und Sondiergerät (z. B. Bohrstock, Rammkernsondierung) oder direkt an Aufschlüssen und offenen Bodenprofilen erfolgen. Neben der Entnahme von gestörtem Bodenmaterial besteht dabei auch die Möglichkeit ungestörte Proben in Feldlagerung zu gewinnen. Dabei kommen Stechzylinder und spezielle Aluminiumboxen („Kubiena boxes“) zum Einsatz. Es empfiehlt sich bei der Entnahme von Bodenproben auch Profilbeschreibungen anhand standardisierter Feldbögen anzufertigen. Hierbei sollten Bodenart, Wassergehalt, Struktur und Gefüge, Bodenfarbe und Porosität, sowie die Horizontierung erfasst werden.

Die weitere Analyse erfolgt gewöhnlich im Labor, wobei zunehmend auch schnellere Methoden zur Vorort-Analyse im Gelände entwickelt und eingesetzt werden. Standardparameter wie die Korngrößen des Bodenmaterials, der Wassergehalt oder der Gehalt an organischem Material können so exakter bestimmt werden und Hinweise auf ehemalige Landwirtschafts- und Siedlungsstrukturen geben. Ein ebenfalls interessanter Parameter ist die magnetische Suszeptibilität, also die Magnetisierbarkeit eines Materials in einem externen Magnetfeld. Die Höhe der magnetischen Suszeptibilität einer Probe definiert sich über den Gehalt an magnetischen Mineralen in ihr und kann so als vergleichender Parameter verwendet werden. Mikromorphologische Untersuchungen und die Herstellung von Dünnschliffen stellen eine wichtige Methode zur Beschreibung von Bodenmaterial und Sedimenten dar. Dazu werden zunächst aus in Harz getränkten Blockproben

Präparate von weniger als 0,03 mm Dicke hergestellt, die dann unter dem Mikroskop mit verschiedenen Techniken weiter untersucht werden. Die zusätzliche Analyse von (Schwer-)Mineralen kann wichtige Erkenntnisse über Herkunft, Transport und die Ablagerung eines Sediments erbringen. Schwerminerale können zudem als Verwitterungsindikatoren verwendet werden.

Eine bewährte bodenchemische Anwendung in der Archäologie ist die Phosphatbestimmung mit Hilfe eines Photometers. Phosphat entsteht bei der Zersetzung organischen Materials und kann über längere Zeiträume im Boden erhalten bleiben. Hohe Konzentrationen können auf menschliche oder tierische Überreste und Abfälle hindeuten. Eine weitere beispielhafte Nutzung bodenchemischer Methoden ist die Bestimmung von Bodensäurewerten zur Identifikation ehemaliger Ackerflächen.

Kombination der Techniken und Weiterverarbeitung

Viele der bisher beschriebenen Methoden werden in der Praxis einzeln angewandt und verarbeitet. Aber gerade die Kombination und Verschneidung von Techniken, zum Beispiel die Überlagerung von Magnetogrammen mit Luftbildern oder geologischen Karten, können wertvolle Informationen liefern und Zusammenhänge hervorheben. Immer wichtiger werden in diesem Rahmen auch die Verwendung Geographischer Informationssysteme und ein effizientes Management der teilweise enormen Datenmengen, verbunden mit interdisziplinärer Diskussion und dem Austausch der Ergebnisse.

Neue Arbeitsgruppe an der Universität Mainz

Die im Herbst 2009 am Institut für Geowissenschaften der Universität Mainz eingerichtete AG Archäologische Geophysik und Prospektion wird von Dr. David Jordan geleitet und ist interdisziplinär ausgerichtet. An der Schnittstelle von Archäologie, Geophysik und Bodenkunde werden die grundlegenden physikalischen Eigenschaften archäologischer Überreste und ihre Interaktion mit dem sie umgebenden Untergrund erforscht. Zudem sollen neue Instrumente und Methoden in den Bereichen der Fernerkundung, geochemischer Gutachten oder numerischer Modellierung entwickelt werden. Für das Jahr 2011 ist die Arbeitsgruppe aktuell in mehr als zehn Forschungsprojekten in Deutschland, Italien, Spanien, Ungarn, der Schweiz und dem Nahen Osten involviert und arbeitet intensiv an deren Planung und Umsetzung.

Bei Interesse an (studentischer) Mitarbeit, der praktischen Anwendung von Prospektionsmethoden oder der Arbeit der Forschungsgruppe im Allgemeinen steht ihr Leiter Herr Dr. David Jordan gerne zur Verfügung.

Anmerkungen

¹ Zu geophysikalischen Methoden siehe CAMPANA 2009; GAFFNEY/GATER 2006; KNÖDEL/KRUMMEL/LANGE 2005; MILITZER/WEBER 1984; NEUBAUER 2001.

² Zur Fernerkundung siehe Albertz 2001; Scollar 1990.

³ Siehe z. B. BLUME u. a. 2010; FINNERN/GROTTENTHALER/KÜHN 2005.

Literatur

- ALBERTZ, J., Einführung in die Fernerkundung. Grundlagen der Interpretation von Luft- und Satellitenbildern (Darmstadt 2001).
- BLUME, H. P. u. a., Lehrbuch der Bodenkunde (Heidelberg 2010).
- CAMPANA, S., Seeing the unseen. Geophysics and landscape archaeology (Boca Raton 2009).
- FINNERN, H./GROTTENTHALER, W./KÜHN, D., Ad-hoc Arbeitsgruppe Boden: Bodenkundliche Kartieranleitung (Hannover 2005)
- GAFFNEY, CH. F./GATER, J. A., Revealing the buried past. Geophysics for archaeologists (Stroud 2006).
- KNÖDEL, K./KRUMMEL, H./LANGE, G., Geophysik (Berlin 2005).
- MILITZER, H./WEBER, F., Angewandte Geophysik (Wien 1984).
- NEUBAUER, W., Magnetische Prospektion in der Archäologie (Wien 2001).
- SCOLLAR, I., Archaeological prospecting and remote sensing (Cambridge 1990).

Abbildungsnachweis

Abb. 1 und 2.: David Jordan, Universität Mainz.

Kontakt zur Arbeitsgruppe

Dr. David Jordan
Leiter Archäologische Geophysik und Prospektion
Tel: 06131-39-22584
Email: jordand@uni-mainz.de

Einstieg in eine neue Welt?

Archäologische Einrichtungen in Rheinessen und das Web 2.0 im Jahr 2011

Patrick Jung

Archäologen sind es gewohnt, in langen Zeitspannen zu denken. Dies ist nicht weiter verwunderlich, liegt der Beschäftigung mit der Vergangenheit doch Quellenmaterial zugrunde, das mehr oder weniger unbeschadet die Jahrtausende überstanden hat. Kann ein Fund bis auf wenige Jahrzehnte genau datiert werden, so ist dies in den meisten Fällen ein Erfolg.

Ganz anders geartet sind die Ansprüche, die an uns in der heutigen Zeit allgemein gestellt werden: Nahezu jeder dürfte bereits einmal das Gefühl gehabt haben, dass es nicht immer leicht fällt, am Puls der Zeit zu bleiben und *up-to-date* zu sein. In den vergangenen 30 Jahren veränderte eine Reihe von Technologien das Leben der Menschen teils unmerklich, teils drastisch. Mit der Verbreitung des Web 2.0 findet derzeit ein weiterer Prozess statt, der sich augenzwinkernd in archäologischer Terminologie als „Kulturwandel“ bezeichnen lässt.

Neu und Alt

Der Begriff Web 2.0 bezeichnet seit 2003/04 neue Elemente des Internets, welche den Nutzerinnen und Nutzern nicht mehr allein die Rolle des Konsumenten, sondern gleichzeitig die des Produzenten zuweist. Die Nutzer stellen selbst Inhalte zur Verfügung, interagieren mit anderen und gestalten dadurch die gemeinsame Umgebung mit – sie werden zu Prosumenten. Als Social Media werden in diesem Zusammenhang die Medien oder Plattformen bezeichnet, die der Kommunikation und dem Austauschen von Informationen – z. B. als Audio, Bild- oder Videodateien – dienen¹.

Verstärkt wird das Aufkommen von Web 2.0 bzw. Social Media durch das Heranwachsen einer neuen Generation, der so genannten Digital Natives. Dies sind Personen, die seit frühester Kindheit in Kontakt mit digitalen Technologien stehen – also etwa diejenigen, die ab dem Jahr 1980 geboren wurden. Ihnen gegenüber stehen die Digital Immigrants, also diejenigen, die mit den neuen Medien erst im Erwachsenenalter in Berührung gekommen sind². Ob die Zugehörigkeit zu der einen oder anderen Gruppe rein altersbedingt ist und inwieweit sich deren Verhalten überhaupt grundsätzlich voneinander unterscheidet, wird unterschiedlich beurteilt³. Unabhängig davon, wie man die Digital Natives definiert, ist die zunehmende Prägung der Gesellschaft durch sie jedoch unbestreitbar.

Die Liste der Möglichkeiten, sich im Web 2.0, dem „Mitmach-Web“, zu bewegen, ist lang: Soziale Netzwerke, Weblogs, Newsgroups, Microblogging (z. B. via Twitter), Feeds, Foto-/Video/-Audio-Sharing (z. B. via YouTube), Podcasts, Multiplayer-Online-Spiele, E-Learning oder Wikis, um die wichtigsten Schlagworte zu nennen. Längst hat die Wirtschaft die neuen Medien als Möglichkeit erkannt, Kunden zu erreichen bzw. zu binden. Das Social Media Marketing greift auf eine Reihe von Methoden zurück, um

die gewünschten Botschaften zu verbreiten: Virales Marketing, der Aufbau von Communities oder das Social Media Monitoring sind oft genutzte Mittel⁴. Auch in Kulturmarketing und -öffentlichkeitsarbeit steigt die Bedeutung der neuen Technologien und Strategien⁵, auch wenn über zwei Drittel der allgemein Kulturmarketing betreibenden Einrichtungen und nur jedes vierte Museum Social Media bislang gar nicht oder nur wenig einsetzen⁶. Darüber hinaus stieg der Anteil von Smartphones, die eine wesentliche Rolle bei der Nutzung von Social Media spielen⁷, am Mobiltelefonmarkt im Jahr 2010 auf 23% an⁸. Es ist absehbar, dass mittelfristig kaum ein Mobiltelefon ohne Smartphone-Funktionen auskommen wird.

Für den Alltag von immer mehr Menschen werden soziale Netzwerke bedeutend. Im Jahr 2011 ist Facebook der unangefochtene Marktführer in diesem Bereich. Am 06.08.2011 hatte Facebook in Deutschland 20.249.740 Mitglieder, von denen die überwiegende Mehrheit zwischen 13 und 45 Jahren alt ist⁹. Dies sind Zahlen, die Facebook stellvertretend für soziale Netzwerke für das Kulturmarketing nicht nur interessant machen, sondern auch die Frage zulassen, ob man zukünftig auf eine Präsenz im Web 2.0 überhaupt noch verzichten kann.

Die klassischen Massenmedien hingegen kämpfen mit der Überalterung ihrer Nutzer: *Newspaper readers are heading into the cemetery, while newspaper non-readers are just getting out of college* – „Zeitungsleser sind auf dem Weg zum Friedhof. Die Nicht-Zeitungsleser verlassen gerade das College“, so drückte es Warren Buffett, einer der reichsten und einflussreichsten Männer der Welt, aus. Die jüngeren Zielgruppen werden durch diese Medien also kaum noch erreicht¹⁰.

Unwahrscheinlich ist es bei der festzustellenden dynamischen Entwicklung auch, dass die in die heutigen Medien des Web 2.0 gesetzten Erwartungen ähnlich ins Leere gehen, wie dies teilweise bei der Online-Welt von Second Life geschehen ist. In dieser seit 2003 freigeschalteten 3D-Umgebung können die Nutzer einen Avatar als zweites, virtuelles Ich erschaffen und steuern. Anfangs galt dies als Durchbruch zum Einstieg in die neue Welt des Cyberspace, heute ist der Anreiz für ein verstärktes Engagement eher gering. Dennoch hat auch Second Life aktuell über 24 Mio. Mitglieder¹¹, und auch für das Kulturmarketing wurde es entdeckt. Die Dresdner Gemäldegalerie z. B. nutzt die virtuelle Umgebung gewinnbringend: Das komplette Museum wurde nachgebildet und wird seitdem von rund 2000 Besuchern monatlich aus über 35 Ländern in Second Life besucht. Im Jahr 2010 waren es insgesamt über 100.000¹².

Weltweit und vor der Haustür

Um die Nutzung des Web 2.0 durch archäologische Einrichtungen in Rheinhessen stichprobenartig zu testen, wurde nach Seiten beim größten Anbieter Facebook gesucht. Einige Merkmale der vorgefundenen Angebote sind in Tab. 1 zusammengestellt. Es wurde davon ausgegangen, dass Facebook bei einem Engagement im Web 2.0 derzeit das erste Mittel der Wahl ist, und die dort registrierten Aktivitäten somit als charakteristisch gelten können¹³. Zusätzlich wurden das Historische Museum der Pfalz Speyer und zwei weiter entfernt liegende Museen aufgenommen: das LWL-Museum für Archäologie / Westfälisches Landesmuseum in Herne und das Neanderthal Museum in Mettmann.

Einrichtung	„Gefällt“	Pinnwand	Sonstige Rubriken
Römisch-Germanisches Zentralmuseum	382	Einträge 2011: 28 max. „gefällt mir“: 7 max. Kommentare: 0	- Fotos (13 Fotos in 6 Ordnern)
Landesmuseum Mainz	41	Einträge 2011: 16 max. „gefällt mir“: 3 max. Kommentare: 1	/
Römerhalle Bad Kreuznach	1	/	- Link zum Wikipedia-Artikel
ARU e.V.	62	Einträge 2011: 12 max. „gefällt mir“: 2 max. Kommentare: 1	- Fotos (20 Fotos in 3 Ordnern) - Veranstaltungen (6 vergangene)
Historisches Museum der Pfalz Speyer	178	Einträge 2011 (ab 27.04.): 15 max. „gefällt mir“: 19 max. Kommentare: 2	- Veranstaltungen (4 vergangene) - Fotos (29 Fotos in 6 Ordnern) - YouTube (6 Videos mit 1615 Views)
LWL-Museum für Archäologie, Herne	766	Einträge Juli 2011: 71 max. „gefällt mir“ (Juli 2011): 18 max. Kommentare: 22	- Veranstaltungen (29 vergangene) - Fotos (203 Fotos in 19 Ordnern, 7 Videos) - YouTube (6 Videos mit 1898 Views) - Blog (10 Einträge) - Fragen (10 Fragen/Umfragen an die Nutzer)
Neanderthal Museum, Mettmann	1680	Einträge Juli 2011: 51 max. „gefällt mir“ (Juli 2011): 43 max. Kommentare: 58	- Veranstaltungen (11 vergangene) - Fotos (337 Fotos in 23 Ordnern) - NeanderTV (4 Videos auf YouTube) - Rezensionen (11 Meinungen zum Museum) - Notizen (5 Einträge zum Thema „Vermischtes“)

Tab. 1. Vergleich der Facebook-Seiten ausgewählter archäologischer Einrichtungen (Stand: 16.08.2011).

Nicht berücksichtigt wurden die Aktivitäten in anderen sozialen Netzwerken oder Web 2.0-Elemente auf den Internet-Seiten der verschiedenen Einrichtungen.

Es wurden insgesamt sieben Einrichtungen inklusive des Vereins ARU e.V. aufgelistet. Auf den ersten Blick gering scheint die Anzahl der „Gefällt-mir“-Klicks. Dies sollte jedoch nicht täuschen: Selbst durch die verhältnismäßig geringe Präsenz von ARU e.V. bei Facebook wurden laut interner Statistik alleine zwischen dem 17.07. und dem 15.08.2011 insgesamt 849 Beiträge auf die Pinnwände anderer gepostet. Bei professioneller Pflege einer Seite lässt sich diese Zahl leicht vervielfachen, wodurch eine vergleichsweise weite Streuung und Verbreitung von Inhalten erreicht wird.

Aussagekräftig ist die Betrachtung der Pinnwandeinträge, die in erster Linie aus Mitteilungen unterschiedlichster Art der Seiteninhaber und zum geringeren Teil von anderen Nutzern bestehen. Die Anzahl der Pinnwandeinträge im Jahr 2011 ist für alle rhein-hessischen Einrichtungen sehr überschaubar, während die beiden Museen in Herne und Mettmann allein im Monat Juli ein Mehrfaches an Aktivitäten zeigen. Gleiches gilt für die Reaktionen der Nutzer auf Einträge, entweder im Sinne einer einfachen „Gefällt-mir“-Meldung oder im Sinne von Kommentaren.

Weitere, in unterschiedlichem Umfang bereitgestellte Inhalte sind Fotos und Videos, teilweise über YouTube oder das Ankündigen und Archivieren von Veranstaltungen. Für sich alleine genommen sind diese Materialien Angebote an passive Nutzer. Sie können jedoch bei entsprechender Steuerung Kommentare oder sogar Diskussionen hervorrufen und so zu dem erhofften Dialog führen.

Die Museen in Herne und Mettmann bereiten ihre Auftritte durch eine Reihe echter Web 2.0-Elemente auf: Es werden Umfragen gemacht, die Meinung der Besucher explizit eingeholt und zu allerlei Diskussionen angeregt. Auch steuern Menschen aus den unterschiedlichsten Bereichen Inhalte bei, etwa der Erfahrungsbericht einer neuen Praktikantin auf der Seite des Museums Herne, die eine andere, „frische“ Sicht auf das Haus bietet. Bemerkenswert sind auch die deutlich höheren Kommentar-Zahlen, die die gewünschte Many-to-Many-Kommunikation belegen. Die beachtliche Anzahl von 58 Kommentaren beispielsweise erzielte das Neanderthal Museum am 15. Juli durch ein Gewinnspiel: Es wurde dazu aufgerufen, den „schönsten Mammut-Zweizeiler“ zu finden. Die hohe Gesamtzahl der Kommentare geht auch darauf zurück, dass von den Mitarbeitern der Museen auf Kommentare der Nutzer – zeitnah! – geantwortet wird. Des Weiteren zeichnet die Seiten beider Museen die Verwendung einer dem Medium gerechten Sprache aus: locker, aber dennoch angemessen gehaltvoll und präzise. Gemäß den Zielsetzungen im Web 2.0 werden die Nutzer also auf vielfältige Weise zum Mitmachen angeregt. Die Facebook-Seite des Neanderthal Museums ist sogar Teil eines eigenen Netzwerks im Bereich der Social Media, dem Neanderweb. Dieses ist in Zielsetzung und Konzeption den speziellen Maßgaben des Hauses angepasst und trägt so zur Stärkung von dessen eigenständigem Profil bei¹⁴.

Die in Tab. 1 zusammengetragenen Daten stellen lediglich eine rudimentäre Statistik dar. Facebook bietet den Administratoren einer Seite deutlich detaillierte Informationen. Es wäre m. E. lohnend, bei künftig fortschreitendem Engagement einer steigenden Zahl von Einrichtungen diese ausführlichen Statistiken in regelmäßigen Abständen miteinander zu vergleichen. So ließen sich nicht nur Erfahrungen sammeln, sondern auch die Effektivität der verschiedenen Maßnahmen auf einer soliden Grundlage beurteilen.

Fazit

Die kurze Betrachtung der unterschiedlichen Nutzungen des Social Networks Facebook zeigt, dass der Erfolg in erster Linie davon abhängt, wie regelmäßig und in welcher Form Inhalte eingestellt werden. In den Museen in Herne und Mettmann geschieht dies teilweise mehrmals täglich. Dies bedeutet, dass ein oder mehrere Mitarbeiter die Betreuung der Seite in nicht unerheblichem Maße in ihre täglichen Arbeitsabläufe einfließen lassen müssen. Dies ist einer der wichtigsten Argumente gegen das Engagement in einem sozialen Netzwerk. Bei der ohnehin in den meisten Häusern angespannten Personalsituation scheint es kaum möglich, Ressourcen hierfür bereitzustellen. Hier kommt es sicherlich darauf an, gangbare Wege zu finden. Dies kann z. B. durch eine stärkere Vernetzung von Einrichtungen geschehen: Die Teilnahme an Marketingverbänden wie den *Erlebnismuseen am Rhein*, Portalen wie den *Webmuseen* oder gemeinsam beworbene Aktionen wie die *Mainzer Museumsnacht* oder die *Stadt der Wissenschaft 2011* kann die

Effektivität der Streuung von Inhalten optimieren. Gerade kleinere Häuser haben, entgegen dem ersten Eindruck, in diesem Zusammenhang einen Vorteil: Wenige Mitarbeiter haben dort den Überblick über sämtliche oder zumindest einen Großteil der Abläufe. Ist die Affinität zum Web 2.0 erst einmal vorhanden, wird das Einpflegen von Inhalten in vielen Fällen tatsächlich „nebenbei“ geschehen können¹⁵. Den Weg hierfür bereiten wird möglicherweise die private Nutzung von Social-Media-Angeboten, die spätestens ab der nächsten Generation von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern weit verbreitet sein wird. Auf ähnliche Weise hat man sich auch daran gewöhnt, per E-Mail in Echtzeit schriftlich kommunizieren zu können oder per Mobiltelefon ständig erreichbar zu sein.

Das regelmäßige Aufwenden eines gewissen Zeitkontingentes und die Notwendigkeit, innerhalb von Stunden oder zumindest wenigen Tagen auf Meinungsäußerungen von Nutzern antworten zu können, bedingt ein langfristig ausgerichtetes, strategisches Konzept, das den nachhaltigen Aufbau eines Auftritts im Web 2.0 ermöglicht. Hierin unterscheidet sich die Seite einer Institution oder eines Vereins von der individuellen privaten Nutzung. Schlecht geführte Seiten oder solche, die nur wenige Einträge und kaum Many-to-Many-Kommunikation aufweisen, können auch zu einem negativen Eindruck bei den Nutzern führen.

Des Weiteren muss bedacht werden, dass die gewünschte aktive Einbindung der Nutzer auch eine Abgabe von Kontrolle bedeutet. Kritik mag zukünftig nicht mehr per E-Mail, sondern per Eintrag auf einer Pinnwand eingereicht und somit der Öffentlichkeit bekannt gemacht werden. Dadurch können ungewünschte Diskussionen entstehen, die unter Umständen auch eine Eigendynamik erreichen können. Sicher jedoch werden Pinnwände wie die des Anbieters Facebook zukünftig teilweise die alten Besucherbücher ersetzen, wenn etwa die Schüler einer Schulklasse nach dem Verlassen eines Museums mit ihren Smartphones online gehen, ihre Nachrichten sichten und einige von ihnen eine kurze, mehr oder weniger gehaltvolle Meinungsäußerung auf der digitalen Pinnwand des Museums hinterlassen.

Den Notwendigkeiten und Risiken von Social Media steht eine ganze Reihe von Vorteilen gegenüber: Abgesehen vom Personalaufwand ist die Nutzung der meisten Angebote kostenlos. Es kann bereits auf umfangreiche Erfahrungen der Wirtschaft und auch des Kultursektors zurückgegriffen werden. Dies betrifft vor allem den Einbau echter Web 2.0-Elemente, den Einsatz mediengerechter Sprache und das Vermeiden von rechtlichen Stolpersteinen – etwa Urheberrechtsverletzungen beim Einstellen von Bildern. Letztlich können allein bereits gute Ideen zu beachtlichen Erfolgen führen, was in Zeiten knapper Kassen ein besonders wesentlicher Aspekt ist.

Die vielleicht wichtigste Frage ist: Warum sollte man Social Media heute nutzen? Noch kommt man gut ohne zurecht. Es ist jedoch absehbar, dass sich die Ansprüche der kulturinteressierten Öffentlichkeit weiter verändern werden. Auch werden einige Zielgruppen zukünftig fast ausschließlich über die neuen Medien zu erreichen sein. Insofern eine archäologische Einrichtung in den Medien und der Öffentlichkeit präsent sein will – sei dies ein Museum, die Denkmalpflege, ein Institut oder auch ein Verein –, wird man künftig nicht ohne Aktivitäten im Web 2.0 auskommen. Nicht nur der Aufbau eines Bekanntheitsgrades oder die Pflege des eigenen Images durch gezieltes Platzieren und Streuen von Inhalten können Ziele sein. Das Steigern von Besucherzahlen, das Werben

von Mitgliedern, oder auch Fundraising (Stichwort: Crowdfunding)¹⁶ kann gezielt versucht werden. Es ist außerdem gut möglich, dass in Zukunft, ein gewisses öffentliches Interesse vorausgesetzt, ohnehin in unterschiedlichen Foren auch über archäologische Einrichtungen und deren Angebote diskutiert werden wird. Es mag also sein, dass man gut daran tut, im Sinne einer aktiv gesteuerten Öffentlichkeitsarbeit an diesen Diskussionen teilzunehmen und nicht anderen das Feld zu überlassen.

Anmerkungen

¹ Auch der Begriff Web 3.0 ist bereits eingeführt: Zukünftig sollen Computer wesentlich besser als bisher Informationen verwerten und weiterverarbeiten können.

² PRENSKY 2001a. – DERS. 2001b. – PALFREY/GASSER 2008, 1.

³ GARFINKEL 2003. – PRENSKY 2005/06. – PRENSKY/GEE 2006. – GÜNTHER 2007. – HORVATH 2007. – SCHULMEISTER 2008. – FRIELING 2010. – <http://youthandmedia.org/projects/digital-natives> (Zugriff 16.08.2011, weitere Links lassen sich leicht online ermitteln).

⁴ Siehe z. B. SCHEURER/SPILLER 2010; JANNER u. a. 2011. Die Liste der zu diesem Thema in den letzten Jahren erschienen Publikationen ist kaum überschaubar. An dieser Stelle soll ein Hinweis auf die leichte Recherchemöglichkeit unter dem Suchbegriff *Social Media Marketing* genügen.

⁵ Siehe etwa BAMBERGER 2010 über die Aktivitäten des Städel Museums im Web 2.0 oder DRDA-KÜHN/MARSCHALL 2011 über den Kulturtourismus im ländlichen Raum.

⁶ KAUL 2011, 408. – SCHMID 2011, 414.

⁷ Einige Stichworte: mobile Web, Apps, erweiterte Realität.

⁸ www.comscore.com (Zugriff 16.08.2011). – Vgl. SIMON 2011.

⁹ <http://allfacebook.de> (Zugriff 16.08.2011).

¹⁰ Zum Durchschnittsalter des Fernsehpublikums: www.dwdl.de (Thomas Lückcrath, 25.06.2010, Zugriff: 16.08.2011).

¹¹ www.gridsurvey.com (Zugriff: 16.08.2011).

¹² EICHHOFF/SCHUMANN 2010.

¹³ SCHMID 2011, 415.

¹⁴ Siehe unter www.neanderthal.de; HARTMANN 2010.

¹⁵ Vgl. KOCH 2010; HALEM 2011.

¹⁶ Hierzu siehe z. B. REICHENBACH 2010; GUMPELMAIER 2011; KRESSNER 2011; RÖTHLER/WENZLAFF 2011.

Literatur

BAMBERGER, D., Web 2.0 und Social Networking am Beispiel des Städel Museums. In: SCHEURER/SPILLER 2010, 203–214.

DRDA-KÜHN, K./MARSCHALL, A., Mut zum Experiment. Soziale Netzwerke als Chance für den Kulturtourismus im ländlichen Raum. In: JANNER u. a. 2011, 303–312.

EICHHOFF, M./SCHUMANN, M., Museum 3.0. Die virtuelle Gemäldegalerie Dresden in Second Life. In: SCHEURER/SPILLER 2010, 251–258.

FRIELING, J., Zielgruppe Digital Natives. Wie das Internet die Lebensweise von Jugendlichen verändert. Neue Herausforderungen an die Medienbranche (Hamburg 2010).

- GARFINKEL, S., The myth of Generation N. Not all kids are tech-savvy; how will they handle wired future? *Technology Review* Aug. 13, 2003 [www.msnbc.msn.com/id/3078940, Zugriff 16.08.2011].
- GÜNTHER, J., *Digital natives & digital immigrants* (Innsbruck 2007).
- GUMPELMAIER, W., Warum Crowdfunding kein schnelles Geld verspricht. Voraussetzungen für gelungenes Online-Fundraising. In: JANNER u. a. 2011, 365–381.
- HALEM, A. v., Einsatz von Social Media im Landschloss Zeilitzheim – kleines Kulturzentrum in Franken. In: JANNER u. a. 2011, 313–327.
- HARTMANN, S., neanderweb 2.0. „Evolution“ als Konzept für das Neanderthal Museum im Social Web. In: JANNER u. a. 2011, 269–284.
- HORVATH, P., Was tun mit den „digital natives“? Herausforderungen für Wirtschaft, Politik und Bildungssystem jenseits bloßer Bewahrpädagogik. *Medienimpulse* 60, 2007, 34–36.
- JANNER, K./HOLST, CH./KOPP, A. (Hrsg.), *Social Media im Kulturmanagement. Grundlagen, Fallbeispiele, Geschäftsmodelle, Studien* (Heidelberg u. a. 2011).
- KAUL, H., Social Media im Kulturmarketing. Ergebnisse einer empirischen Studie. In: JANNER u. a. 2011, 405–412.
- KOCH, H., Kommunikation und Besucherbindung mittels Web 2.0. Wie macht das ein kleines Theater, was kostet's und was bringt's? In: SCHEURER/SPILLER 2010, 277–289.
- KNORR, E., The Year of Web Services. Fast-Forward 2010 – The Fate of IT. *CIO Special Issue*, 2003/04, 90.
- KRESSNER, T., Finanzierung durch Viele gemeinsam. Crowdfunding im Bereich Kunst und Kultur. In: JANNER u. a. 2011, 349–364.
- PALFREY, J./GASSER, U., *Born Digital. Understanding the First Generation of Digital Natives* (New York 2008).
- PRENSKY, M., Digital Natives, Digital Immigrants. *On the Horizon* 9 Nr. 5, 2001, 1; 2–6.
- PRENSKY, M., Digital Natives, Digital Immigrant Part II. Do They Really Think Differently? *On the Horizon* 9 Nr. 6, 2001, 1; 2–6.
- PRENSKY, M., Listen to the Natives. *Educational Leadership* 63 Nr. 4 2005/06, 8–13.
- PRENSKY, M./GEE, J. P., *Don't Bother Me Mom – I'm Learning!* (St. Paul 2006).
- REICHENBACH, Th., stART now. Fundraising 2.0. In: SCHEURER/SPILLER 2010, 259–276.
- RÖTHLER, D./WENZLAFF, K., Neue Finanzierungsmodelle für Online-Content und Kulturprojekte. In: JANNER u. a. 2011, 341–348.
- SCHEURER, H./SPILLER, R. (Hrsg.), *Kultur 2.0. Neue Web-Strategien für das Kulturmanagement im Zeitalter von Social Media* (Bielefeld 2010).
- SCHMID, U., Das Social-Media-Engagement deutscher Museen und Orchester. In: JANNER u. a. 2011, 413–418.
- SCHULMEISTER, R., Gibt es eine Net Generation? Widerlegung einer Mystifizierung. In: S. SEEHUSEN/U. LUCKE/S. FISCHER (Hrsg.), *DeLFI 2008. Die 6. e-Learning Fachtagung Informatik der Gesellschaft für Informatik e.V. 07.–10. September 2008, Lübeck. Lecture Notes Informatics Proc. 132* (Bonn 2008) 15–28.
- SIMON, H., Mediennutzung über das mobile Web als Chance für die Kunst- und Kulturvermittlung. In: JANNER u. a. 2011, 329–337.

Chronik des Vereins von Januar bis Dezember 2011

Am 16. Mai fand die jährliche Mitgliederversammlung im Vorlesungsraum des Institutes für Vor- und Frühgeschichte in Mainz statt. Nach zweijähriger erfolgreicher Arbeit stellte sich der amtierende Vorstand nicht wieder zur Wahl. In den neuen Vorstand wurde gewählt: Daniel Burger (1. Vorsitzender), Nadine Zimmer (2. Vorsitzende), Sascha Fücker (Kassenwart), Sandra Schröer (Schriftführerin) und Heike Büchler (Beisitzerin). Änderungen gab es ebenfalls in der Zusammensetzung der Redaktion. Diese setzt sich nach der Wahl aus Timo Lang, Finn Schreiber, Patrick Jung, Florian Miketta und Ayla Jung zusammen. Die Betreuung der Vereinshomepage wird von Ayla Jung übernommen.

Für die intensive und erfolgreiche Arbeit der ehemaligen Vorstandsmitglieder Patrick Jung, Ferenc Kántor, Judith Kessler, Dominic Rieth und Lisa Rübeling sei an dieser Stelle herzlich gedankt. Ebenso den bisherigen Redaktionsmitgliedern Mathias Faul, Jan M. Richter, Daniel Burger, Nadine Richter und Timo Lang.

Die Mitgliederzahl erhöhte sich seit 2010 erfreulicher Weise von 46 auf 55 und ermöglicht dem Verein mit einer breiteren Basis und Ausstattung zu arbeiten.

Die Vereinsziele der wissenschaftlichen Nachwuchsförderung und der Vermittlung von Archäologie und Geschichte in der Öffentlichkeit sind mit mehreren Aktivitäten umgesetzt worden:

Dem Phd-Student Andrew Lawler aus Belgien wurde eine Reisekostenerstattung in Höhe von 137,80 € durch die Mitgliederversammlung genehmigt. Dies ermöglichte ihm einen Vortrag über seine Forschungsprojekte in Belgien und Kroatien auf der archäologischen Berufsmesse *archaeoworks²* in Mainz zu halten.

Am 16. April 2011 beteiligte sich der Verein am 4. Römertag in Rhein Hessen. Auf dem Weingut Fitting in Mauchenheim hielt zu diesem Anlass Patrick Jung einen Vortrag über die römische Besiedlung Rhein Hessens, Lisa Rübeling referierte über archäobotanische Untersuchungen in der Archäologie.

Die Tage vom 18.–21. April standen schließlich im Zeichen eines viertägigen Kinderferienprogramms in Alzey. In der Zeit von 09.30–14.00 Uhr bot der Verein in Kooperation mit dem Museum Alzey für Kinder im Alter von acht bis zwölf Jahren die Möglichkeit, in verschiedenen Workshops spielend und experimentierend die Welt der Archäologen zu erleben. Die vier Tage, geplant und durchgeführt von Lisa Rübeling (ARU) und Sebastian Keisel (Museum Alzey), standen jeweils unter einem eigenen Motto: „Archäologisch! Wie Fundstücke in ein Museum kommen“, „Wie römisch bist Du? - Zeitreise in unsere römische Vergangenheit“, „Die Spätantike!? Wenn die Antike zu „kurz“ kommt und das frühe Mittelalter noch zu jung ist“ und „Mode bei den Römern“.

Am 28. Mai referierte Margarethe König im Institut für Vor- und Frühgeschichte unter dem Thema „Haute Cuisine im römischen Mainz“ über botanische Funde aus dem Mainzer Stadtgebiet und zeigte auf, was zur damaligen Zeit auf dem Speisezettel der Mainzer Römer zu finden war.

Seit dem 26.11. bietet der Verein „Archäologie in Rheinhessen und Umgebung“ in lockerer Abfolge verschiedene Exkursionen an. Dabei werden Fahrten zu Sonderausstellungen oder Museen angeboten und Führungen vor Ort gebucht. Zur Auftaktveranstaltung ging die Fahrt am 26.11. zur Sonderausstellung „Schädelkult“ im Mannheimer Reiss-Engelhorn-Museum. Weitere Exkursionen werden im neuen Jahr folgen.

Im Februar erschien der dritte Band der Berichte zur Archäologie in Rheinhessen und Umgebung. Erfreulich sind der weiterhin steigende Artikelumfang und das umfangreiche Themenspektrum der Zeitschrift. Wie auch in den vorangegangenen Jahrgängen bilden vor allem Artikel über Studienabschlussarbeiten und Doktorarbeiten den Schwerpunkt der Ausgabe. Etablierte Wissenschaftler berichten darüber hinaus aus aktuellen Forschungsgebieten in Rheinhessen und Umgebung.

Sowohl auf der Vereinshomepage als auch auf der vereinsinternen Facebook-Seite wird seit Juli ein Fund des Monats vorgestellt. In einer knappen Darstellung können dort Mitglieder und andere Interessierte bemerkenswerte oder diskussionswürdige Funde vorstellen. Damit soll eine engere Interaktion zwischen den Mitgliedern untereinander und dem Verein hergestellt werden. Auf der Facebook-Seite werden darüber hinaus aktuelle Nachrichten aus der Archäologie, speziell Rheinhessens, vorgestellt.

Der Verein kann somit auf ein erfolgreiches Jahr zurückblicken. Als wichtigstes Organ und Projekt etabliert sich immer stärker die Zeitschrift Archäologie in Rheinhessen und Umgebung. Sie soll auch in Zukunft erweitert und der Bekanntheitsgrad gesteigert werden. Zusätzlich sind Sonderhefte weiterhin in Planung. Auch sie werden im nächsten Jahr eine Kernaufgabe darstellen. Das Vereinsleben soll weiterhin durch Exkursionen sowie unterschiedliche Veranstaltungen belebt werden, wodurch wir auch eine größere Wahrnehmung des Vereins in der Öffentlichkeit erreichen wollen.

Die Pläne für das neue Jahr sowie alle bisherigen Aktivitäten wären ohne die ehrenamtliche Tätigkeit und Unterstützung der Mitglieder nicht umzusetzen, wofür allen an dieser Stelle nochmals herzlich gedankt sei.

Der Vorstand, im Dezember 2011

Autorenverzeichnis

CONSTANZE BERBÜSSE B.A., Institut für Vor- und Frühgeschichte, Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

GÜNTER BRÜCKEN M.A., Generaldirektion Kulturelles Erbe Rheinland-Pfalz, Direktion Landesarchäologie Mainz.

Dr. INGE DOMES, Museum bei der Kaiserpfalz, Ingelheim am Rhein.

Dr. des. MATHIAS FAUL, Frankfurt.

Dr. PATRICK JUNG, Udenheim.

ROBERT KNECHTEL B.A., Institut für Prähistorische Archäologie, Freie Universität Berlin.

Dr. MARGARETHE KÖNIG, Institut für Vor- und Frühgeschichte, Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

Dr. GABRIELE MENDELSSOHN, Museum bei der Kaiserpfalz, Ingelheim am Rhein.

FLORIAN MIKETTA B.A., Institut für Vor- und Frühgeschichte, Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

Dr. FRANZ STEPHAN PELGEN, Institut für Buchwissenschaften, Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

CORNELIA RIEDEL, Mainz.

Dipl.-Geogr. STEFFEN SEITZ, Arbeitsgruppe Archäologische Prospektion und Geophysik. Institut für Geowissenschaften, Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

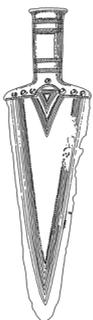
SIMON SULK M.A., Deutsche Limeskommission, Römerkastell Saalburg.

MIRIAM SUREK B.A., Institut für Vor- und Frühgeschichte, Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

Archäologie in Rheinhessen
und Umgebung e.V.
Postfach 1130

55001 Mainz

www.archaeologie-rheinhessen.de



ISSN 1867-8351